

**JÜDISCHES EUROPA HEUTE.  
EINE ERKUNDUNG**

EIN STUDENTISCHES PROJEKT DES INSTITUTS  
FÜR VOLKSKUNDE/EUROPÄISCHE ETHNOLOGIE  
DER LMU MÜNCHEN

HERAUSGEGEBEN VON  
DANIEL HABIT UND ULRIKE HEIKAUS



**IMPRESSUM PUBLIKATION****JÜDISCHES EUROPA HEUTE.  
EINE ERKUNDUNG**

Dieser Katalog erscheint zur gleichnamigen Ausstellung  
im Jüdischen Museum München  
vom 7. Juli 2015 bis 14. Februar 2016

HERAUSGEBENDE  
Daniel Habit, Ulrike Heikaus

GESTALTUNG UND SATZ  
dear robinson, Jenny Brouard, München

Layout Titel und Curatorial Statements  
chezweitz GmbH, Berlin

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliographie. Detaillierte Angaben  
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2015 Institut für Volkskunde/Europäische Ethnologie  
an der LMU München

© 2015 Jüdisches Museum München

Titelmotiv: Budapest 2014, Rabea Beschta, Julia Jattke

Alle Rechte, auch diejenigen der Übersetzung, der foto-  
mechanischen Wiedergabe und des auszugsweisen Abdrucks,  
vorbehalten. Die Rechte sämtlicher Abbildungen liegen bei  
den beteiligten Studierenden, sofern keine anderen Leihge-  
benden angegeben sind.

ERSCHIENEN IM  
Herbert Utz Verlag GmbH  
[www.utzverlag.de](http://www.utzverlag.de)  
Telefon: 089-277791-00

**INHALT**

VORWORT	05
JÜDISCHES EUROPA HEUTE – AUSSTELLEN Daniel Habit, Ulrike Heikaus	08
EINE ERKUNDUNG Raphaëla Holzer	14
BUDAPEST – JUNG, JÜDISCH, HIP Rabea Beschta, Julia Jattke	18
MARBELLA – RASTLOS AN DER COSTA DEL SOL Lisa Kattner, Katharina Ohl	30
UMEÅ – FÜHL DICH WIE ZU HAUSE Anja Heubelhuber, Anne Reis	44
REYKJAVIK – 66° IM NORDEN: EINE SPURENSUCHE Raphaëla Holzer, Florian Schmitt	54
LONDON – PROFESSIONELL, URBAN, KOSCHER Sarah Kloke	68
ISTANBUL – SCHREIBEN GEGEN DIE ZEIT Patricia Konrad, Vera Ziegler	80
WARSCHAU – EINE STRASSE WIRD ZUR BÜHNE Anne Reis, Ania Szmigiel	94
LITERATUR	108
DANK	111
IMPRESSUM AUSSTELLUNG	112

## VORWORT

Im Rahmen des viersemestrigen Masterstudiengangs am Institut für Volkskunde/Europäische Ethnologie an der LMU München bildet das im zweiten und dritten Semester angebotene sogenannte Lernforschungsprojekt ein Kernelement der universitären Ausbildung. Die Projekte beinhalten neben der vor allem im ersten Semester stattfindenden inhaltlichen und thematischen Auseinandersetzung mit dem jeweiligen Themenkomplex im zweiten Semester einen stark praxisorientierten Zugang, in dem die Studierenden die Aufbereitung der Inhalte für einen spezifischen Kontext erlernen. Die Bandbreite der Formate kann dabei variieren – im konkreten Fall steht am Ende des Projekts die Umsetzung der aus der Feldforschung gewonnenen Inhalte in einer Ausstellung im Jüdischen Museum München. Unter dem Titel „Jüdisches Europa heute. Eine Erkundung“ sind von Juli 2015 bis Februar 2016 die Ergebnisse dieser Kooperation zwischen dem Institut für Volkskunde/Europäische Ethnologie und dem Jüdischen Museum München zu sehen.

Im Lernforschungsprojekt „Jüdisches Leben in Europa heute“ beschäftigten sich die zwölf Studierenden im Sommersemester 2014 intensiv mit den Themenfeldern Judentum, Stadtforschung sowie Museums- und Ausstellungswesen. Dabei ging es weniger um eine vergangenheitsorientierte Perspektive, sondern vielmehr um die Frage nach den gegenwärtigen Erscheinungsformen und Ausformungen jüdischer Kultur in Europa heute und den Möglichkeiten und Grenzen der Erforschung und Erfahrbarkeit. Im Seminar wurden zunächst aufbauend auf einer Medienrecherche europäische Orte jüdischen Lebens herausgearbeitet, die in ihrer geografischen Bandbreite und inhaltli-

chen Heterogenität die Vielfältigkeit des Themenfeldes absteckten. Aus dieser Vielzahl der Orte kristallisierten sich nach und nach die sieben Städte heraus, die von den Studierenden im Sommer 2014 bereist wurden und in denen sie ihren Forschungsvorhaben nachgingen. Unter den ausgewählten Städten finden sich dabei einerseits einige, die sowohl in historischer als auch gegenwärtiger Perspektive eine zentrale Position für die Entwicklung des europäischen Judentums innehaben, etwa London, Warschau und Budapest. Andererseits sind mit Reykjavik, Umeå, Marbella und Istanbul auch Städte vertreten, die für diese Entwicklung eher eine untergeordnete Rolle spielen – nichtsdestotrotz finden sich auch in diesen Peripherien „jüdische Räume“, die von verschiedenen Akteurinnen und Akteuren geformt und mit individuellen Interpretationen jüdischen Lebens ausgestaltet werden.

Die thematische Bandbreite reicht dabei von der Frage nach den Umgangsformen mit dem ehemaligen jüdischen Viertel in Budapest, den dort zu verzeichnenden Gentrifizierungsprozessen und der touristischen Aufbereitung des Viertels über die zunehmende Festivalisierung und Inszenierung jüdisch-kulturellen Erbes in Warschau bis hin zur Frage nach dem Stellenwert koscheren Essens in London, das durch popkulturelle Interpretationen auch immer mehr zu einem Lifestyle-Produkt mit entsprechender Vermarktung wird. In Istanbul dreht sich die Frage um die Zukunft des Judenspanischen, das zwar immer weniger aktiv gesprochen wird, jedoch durch verschiedene Akteure und mediale Strategien weitergetragen wird. Das isländische Beispiel geht der Frage nach, inwiefern sich auf dieser abgeschiedenen Insel über die Jahrhunderte hinweg jüdisches Leben nachzeichnen lässt und wie die derzeit dort lebenden Jüdinnen und Juden angesichts einer fehlenden Infrastruktur jüdische Identität leben. Ähnlich schwierig gestaltet sich auch die Lage im schwedischen Umeå, das als Kulturhauptstadt 2014 europaweite Aufmerksamkeit erlangte. Die letzte Station schließlich beschäftigt sich mit dem südspanischen Ferienort Marbella und dem

allsommerlichen Phänomen eines jüdischen Tourismus, das sich in speziellen Hotelangeboten und kulturellen Aktivitäten der Gemeinde auszeichnet.

Unser Dank gilt allen Beteiligten an diesem Kooperationsprojekt, insbesondere Daniel Habit, der das Forschungsprojekt am Institut für Volkskunde/Europäische Ethnologie geleitet hat, sowie Ulrike Heikau, die die aus dem Projekt hervorgegangene Ausstellung im Jüdischen Museum München kuratorisch betreut hat. Unser Dank gilt auch den Studierenden dieses Projekts. Ihren Forschungsergebnissen und Ausstellungsideen haben Szenograf Detlef Weitz und sein Team vom Büro chezweitz aus Berlin Form und Gestalt gegeben. Außerdem möchten wir Jenny Brouard vom Grafikdesignbüro dear robinson für die grafische Umsetzung dieser Publikation danken. Schließlich gilt unser Dank den Akteurinnen und Akteuren, denen die Studierenden in den sieben europäischen Städten begegnet sind. Ohne deren Bereitschaft und Offenheit zur Auskunft – auch über sehr Persönliches – wäre das Lernforschungsprojekt und die Realisierung der Ausstellung nicht möglich gewesen.

Für die großzügige finanzielle Unterstützung dieses Ausstellungsprojekts danken wir der LMU München - insbesondere Herrn Vizepräsidenten Dr. Christoph Mülke -, dem Schroubek-Fonds „Östliches Europa“, dem Department für Kulturwissenschaften und Altertumskunde der LMU München sowie der Münchner Vereinigung für Volkskunde.

JOHANNES MOSER  
Lehrstuhlinhaber  
Institut VK/EE

BERNHARD PURIN  
Direktor  
Jüdisches Museum München

# JÜDISCHES EUROPA HEUTE – AUSSTELLEN.

DANIEL HABIT UND ULRIKE HEIKAUS

Ein Lernforschungsprojekt über die Suche nach jüdischen Kultur- und Alltagserscheinungen in unterschiedlichen urbanen Kontexten in Europa heute, mit dem Ziel, die gesammelten Beobachtungen in eine Ausstellung zu übersetzen. So ließe sich der Anspruch dieses universitären Projekts verkürzt in einem Satz darstellen. In den Vorüberlegungen spielte neben den curricularen Anforderungen des Instituts für Volkskunde/Europäische Ethnologie an der LMU München auch der gesellschaftlich immer wieder eingeforderte Praxisbezug universitärer Ausbildung eine zentrale Rolle.

Gerade im Masterstudium sollen dabei die Räume der Universität bewusst verlassen werden, um sowohl hinsichtlich der empirischen Feldforschung als auch der konkreten Umsetzung der Ergebnisse neue Wege und Möglichkeiten zu erschließen. Die Bandbreite kann dabei von verschiedenen Publikationsformaten wie Sammelbänden, Blogbeiträgen oder wissenschaftlichen Aufsätzen über Dokumentarfilme und Radiofeatures reichen oder, wie in unserem Fall, auch in Ausstellungskonzeptionen münden. Die Kooperation zwischen dem Jüdischen Museum München und dem Institut für Volkskunde/Europäische Ethnologie war so gesehen eine naheliegende Idee, nicht zuletzt, um interdisziplinäre Wege der Wissensvermittlung zu

verfolgen. Warum nicht intensiv forschen und danach das generierte Wissen, die Erfahrungen und neuen Kenntnisse adaptieren, den wissenschaftlichen Diskurs erweitern und durch das Medium Ausstellung für neue Publikumskreise erfahrbar machen? Denn auch Museen befinden sich in ihrer täglichen Praxis immer wieder in einem Diskurs darüber, wie sich der profilspezifische museale Charakter ihrer Häuser definiert; wie dieser gegebenenfalls aufgebrochen und eine bessere Zugänglichkeit und offenere Wissensvermittlung geschaffen werden kann. Partizipation und interdisziplinäre Vernetzung mit anderen Bildungseinrichtungen sind dabei ein wesentlicher Aspekt heutiger, moderner Ausstellungs- und Vermittlungsformate.

Zunächst galt es den Studierenden einen Einblick in die verschiedenen Forschungsrichtungen zu geben, die sich aus kulturwissenschaftlicher Perspektive mit dem Themenkomplex „jüdische Kultur und jüdisches Leben“ auseinandersetzen. Dabei spielten neben einer Einführung in jüdische Geschichte und Kultur auch die jüngsten Entwicklungen über die facheigenen Zugänge einer „jüdischen Volkskunde“ eine Rolle.<sup>01</sup> Die unter dem Label „New Jewish Studies“ und „Jewish Cultural Studies“ verhandelten Ansätze, die vor allem die dynamischen Aushandlungsprozesse jüdischer Lebens- und Identitätswürfe betonen, dienten primär dazu, den Studierenden ein für ihre Fragestellungen nötiges Gespür und eine thematische Sensibilisierung mit auf den Weg zu geben. Ein wichtiger Schritt innerhalb der thematischen Vorbereitungen im Seminar war die Diskussion, ob es eine normative Festschreibung jüdischen Lebens heute in Europa überhaupt geben kann. Immer stärker bewegte sich der Fokus weg von der von außen zugeschriebenen Frage „Who is a Jew?“ hin zu der offenen und dynamischen Fragestellung „How do you Jew?“.<sup>02</sup> Damit werden Jüdinnen und Juden nicht mehr als paradigmatische Minderheit verstanden, sondern als Teil einer europäischen Gesellschaft, die nur aus Minderheiten bestehen kann.

Judentum erscheint dabei, wie der Kulturwissenschaftler Caspar Battegay konstatiert, als eine „Performance oder ein Register, auf das unterschiedliche Protagonisten zurückgreifen, um im jeweiligen Kontext angemessen zu kommunizieren“. <sup>03</sup> Die vorbereitenden Zugänge im Seminar waren dabei sehr vielfältig, von der Beschäftigung mit Erinnerungsorten und deren medialer Reproduktion bis hin zur Auseinandersetzung mit einer Vielzahl von historischen und aktuellen popkulturellen Erscheinungen jüdischer Kultur und Identitäten in Film, Literatur, Musik und Kunst. Darüber hinaus lag der Fokus auf einer konkreten Auseinandersetzung mit den Themenfeldern Stadt und dem Zusammenspiel von urbanen Strukturen, Subkultur und kulturellen Identitäten. Auch die generelle Frage, wie kulturwissenschaftliches Wissen auf der Basis von Feldforschung generiert werden kann und was die Spezifik volkskundlich-ethnologischer Perspektivierungen charakterisiert, war Teil der inhaltlichen Vorbereitungen. Die Auswahl der sieben Städte, die durch die Studierenden selbst erfolgte, orientierte sich letztendlich an einer möglichst großen Bandbreite an Phänomenen und europäischen Orten, die sich vor allem auch durch ihre Heterogenität auszeichnen.

Die Feldforschungen fanden in den Sommermonaten Juli bis September 2014 statt. Im Vorfeld hatten die Studierenden Kontakte zu verschiedenen Ansprechpartnerinnen und -partnern vor Ort aufgenommen und sich, je nach eigener Fragestellung, mit dem Thema auf verschiedenen Ebenen intensiv auseinandergesetzt. Das Vorgehen orientierte sich an den Überlegungen des Berliner Kulturwissenschaftlers Rolf Lindner, der für diese Art der Kulturanalyse eine möglichst weitreichende Form der Identifikation mit dem Feld fordert: „Sich in ein Thema, einen Gegenstand ‚hineingeben‘ heißt, dieses Thema, diesen Gegenstand auf Zeit ‚leben‘. Nicht nur im Sinne klassischer Feldforschung, sondern im totalen Sinne eines Forschers, der alle seine Sinne öffnet, sieht, hört, riecht, schmeckt, fühlt, der

sich ständig auf der Fährte befindet und Quellen aufspürt.“ <sup>04</sup> Die eigentlichen Aufenthalte im Feld dauerten zwischen ein und zwei Wochen – und auch wenn es sich dabei nur um kurze Aufenthalte in den einzelnen Städten handelte, kamen die Studierenden mit einer Fülle an Material und Eindrücken nach München zurück. Vor allem die Vielzahl der Begegnungen mit Akteurinnen und Akteuren vor Ort, die in der Dankesliste am Ende dieses Bandes aufgeführt sind, ermöglichte in den darauffolgenden Monaten das Aufbereiten der empirischen Ergebnisse und war für die Studierenden auch persönlich von besonderem Wert.

Im zweiten Teil des Lernforschungsprojekts ging es ans Sichten, Auswerten und neu Zusammensetzen der gemachten Forschungsergebnisse. Dieser Prozess der intensiven Nachbearbeitung drehte sich zunächst um die Frage nach der generellen Rolle und Aufgabe von Museen im Prozess der Wissensaufbereitung und nach den Möglichkeiten und Grenzen dieses Übersetzungsprozesses von empirisch erhobenem Material in ein museales Format. Gerade an diesem Punkt offenbarte sich der größte Lerneffekt des Projekts, da sich die Konzeption einer Ausstellung und die damit verbundenen Transferleistungen und Abstrahierungsschritte grundlegend von der primär auf Textproduktion ausgelegten universitären Ausbildung unterscheiden. Das besondere Potential dieser geplanten Ausstellung und Schwierigkeit zugleich schien zu sein, dass hier zwei verschiedene Kräfte auf ein und dieselbe Fragestellung einwirkten. Da ist zunächst der fachwissenschaftliche Anspruch, nach Aushandlungsprozessen von jüdischer Kultur in ihrer alltäglichen Pluralität zu forschen. Diese ethnographische Spurensuche lebt dabei vom subjektiv-beobachtenden Blick, ohne eine wertende Grenzziehung oder ein normatives Festschreiben und Definieren von „jüdischer Kultur“. Vielmehr steht das Aufzeigen von individuellen Zugängen

im Vordergrund, um so das gelebte Jüdisch-Sein der Akteurinnen und Akteure nachzeichnen und in seiner Heterogenität beschreibbar machen zu können. Doch kann eine Ausstellung nur zeigen, muss sie nicht vielmehr leiten und den Blick führen? Inwiefern braucht es einen objektiven Kern oder kann Zufälliges, Unvollständiges bei einem solch dichten Thema ausgestellt werden? Museen stellen im besten Fall komplexe Interaktions- und Kommunikationsräume für ihr Publikum dar und Ausstellungen erzeugen ein Wechselspiel zwischen Konzeption und Rezeption. Dies ist jedoch nur möglich durch eine Übersetzung der Inhalte in eine Dreidimensionalität, die eine sinnliche Raumerfahrung schafft und somit Inhalt mit Anschaulichkeit verbindet.

Dieser Schritt wurde in der dritten Projektphase durch die Zusammenarbeit mit dem Gestaltungsbüro chezweitz GmbH aus Berlin in Angriff genommen. Damit verbunden war die Chance einer Re- und Neukontextualisierung der ausgearbeiteten Themenschwerpunkte der einzelnen Forschungsreisen. Bei der Suche nach relevanten Anknüpfungspunkten für potentielle Besucherinnen und Besucher zeichnete sich bald ab, dass der unverstellte Blick der Studierenden auf jüdische Phänomene und Orte die Stärke dieser geplanten Ausstellung sein wird. Assoziative Raumerfahrungen, das Einbinden interaktiv-spielerischer Elemente und die Ausarbeitung einer Phänomenologie für die bereisten Orte waren die wesentlichen Übersetzungsleistungen der Szenografie. Die Ausstellung „Jüdisches Europa heute. Eine Erkundung“ ist in ihrer architektonischen und grafischen Ausgestaltung somit weniger Spiegel der ausgearbeiteten Forschungsergebnisse als vielmehr eine an alle Besucherinnen und Besucher adressierte Einladung geworden, sich mit der vielfältigen Komplexität jüdischer Le-

benswelten im heutigen Europa auseinanderzusetzen, sich auf eine Spurensuche zu begeben und im besten Fall selbst Lust zum Verreisen zu bekommen. Der Sommer steht vor der Tür.

01 Tschofen, Bernhard: Jüdische Volkskunde? Agenden, Hypothesen, Perspektiven. In: Johler, Birgit; Staudinger, Barbara (Hrsg.): Ist das jüdisch? Jüdische Volkskunde im historischen Kontext. Wien 2010, S. 635-654.

02 So lautet die im Englischen treffend benannte Fragestellung von Lars Dencik in: „Jewishness“ in Postmodernity. The Case of Sweden. Ramat Gan 2005, S. 18.

03 Battegay, Caspar: Hip werden, jüdisch werden: Konversion zum Judentum in der Popkultur. In: Ders. (Hrsg.): Judentum und Popkultur. Ein Essay. Bielefeld 2012, S. 81-90, hier S. 82.

04 Lindner, Rolf: Vom Wesen der Kulturanalyse. In: Zeitschrift für Volkskunde 99/2, 2003, S. 177-188, hier S. 183.

# EINE ERKUNDUNG

EIN STUDENTISCHES VORWORT  
RAPHAELA HOLZER

Unter dem Titel „Jüdische Kultur in Europa heute“ startete im April 2014 das Lernforschungsprojekt im Masterstudiengang Volkskunde/Europäische Ethnologie an der LMU München, dessen Ergebnisse in der Ausstellung „Jüdisches Europa heute. Eine Erkundung“ gezeigt werden. Die zwölf Studierenden, die bis zuletzt an dem Projekt mitgewirkt haben, hatten sich bis dato privat und wissenschaftlich kaum mit jüdischen Lebenswelten und jüdischer Kultur beschäftigt. Was ist überhaupt „das Jüdische“? Welche Bilder des „Jüdischen“ werden in Literatur, Film und Fernsehen vermittelt, welche Bilder sind in den eigenen Köpfen und in der Öffentlichkeit vorhanden? Im Seminar haben wir uns auf Basis wissenschaftlicher Beiträge zu Figuren des Jüdischen, Klischees und Stereotypen mit diesen Fragen auseinandergesetzt.

Je mehr wir uns mit unterschiedlichsten Erscheinungsformen jüdischer Kultur und Identitäten beschäftigten, desto klarer wurde, dass wir „das Jüdische“ nur begreifen können, wenn wir Ambivalenzen wahrnehmen und als solche zulassen. Ebenso verhält es sich mit dem Kulturbegriff: Berücksichtigt man, dass es zwischen festen Identifikationen immer auch zwischenräumliche Übergänge gibt, gerät eine kulturelle Hybridität in den Blick, „in der es einen Platz für Differenz ohne eine übernommene oder verordnete Hierarchie gibt.“<sup>01</sup>

Unsere Wahrnehmung wurde in der Anfangsphase des Forschungsprojektes zunehmend sensibler für jüdische Themen. Plötzlich begegnete uns „das Jüdische“ an Orten und in thematischen Zusammenhängen, in denen wir es zuvor nicht erwartet oder zumindest nicht gesucht hätten.

Wir begannen, gezielt nach Themen und Orten zu recherchieren, die in Frage kommen könnten, um eine möglichst facettenreiche Bandbreite gelebten Judentums im heutigen Europa zu repräsentieren. Dabei sollte es weniger um das (wiederholte) Aufzeigen von festgeschriebenen „jüdisch codierten Räumen“ gehen, als vielmehr um eine Suche nach einer bunten, aktiv gelebten jüdischen Kultur mit Akteurinnen und Akteuren, die für sich selbst und ihre Umwelt ein „doing Jewish Space“<sup>02</sup> etablieren möchten, worin kulturelle Zugehörigkeiten neu verhandelt werden können.

Als Destinationen für die Feldforschungsaufenthalte im Sommer 2014 wurden Marbella (Spanien), Umeå (Schweden), London (England), Budapest (Ungarn), Istanbul (Türkei), Reykjavík (Island) und Warschau (Polen) ausgewählt. Die Spurensuche nach jüdischem Leben an den jeweiligen Orten ließ uns auf ganz unterschiedliche Phänomene stoßen. Unser Blickwinkel von außen konfrontierte uns dabei intensiv mit Aspekten der Sichtbarkeit, aber auch mit der Lesbarkeit jüdischen Lebens. An den osteuropäischen Orten Budapest und Warschau lädt eine ausgeprägte Festivalstruktur beziehungsweise eine touristische Vermarktung jüdischer Geschichte lautstark dazu ein, dass sich auch nicht-jüdische Touristen mit jüdischen Themen beschäftigen. In der spanischen Urlaubsregion Costa del Sol werben vereinzelte Hotels mit speziellen Angeboten explizit um jüdische Touristen. Die beiden nördlichen Stationen in Schweden und Island haben hingegen gemeinsam, dass keine ausgeprägte „jüdische Infrastruktur“ vorhanden ist und die Existenz jüdischer Lebenswelten für Außenstehende zunächst kaum wahrnehmbar erscheint. In London wiederum tritt ein „professiona-



lisiertes Judentum“ öffentlich in Erscheinung, das in Zusammenhang mit der Vermarktung eines vermeintlich angesagten koscheren Lifestyles steht. In Istanbul bemüht sich eine Gruppe von Sprecherinnen und Sprechern des Judenspanischen, ein Bewusstsein für die beinahe ausgestorbene Sprache und die sephardische Kultur in der Türkei und weltweit aufrecht zu erhalten.

Während unserer Forschungsreisen haben wir einerseits beobachtet, wie „das Jüdische“ an den jeweiligen Orten für Außenstehende erfahrbar ist und andererseits Einblicke in die Alltagserfahrungen Handelnder vor Ort gewonnen. Wir versuchten durch kulturwissenschaftliche Methoden ein Gespür dafür zu entwickeln, wie Menschen Situationen und Ereignisse erfassen, interpretieren und beschreiben. Gleichzeitig mussten wir uns stets der Tatsache bewusst sein, dass die Forschungsaufenthalte von unserer subjektiven Perspektive geprägt sind. Zurück in München galt es, die Beobachtungen aus dem Feld differenziert auszuwerten, einen Schritt zurück zu treten und im Seminar die jeweiligen Spezifika unserer Eindrücke in Bezug auf die unterschiedlichen Erscheinungsformen jüdischer Lebenswelten an den sieben europäischen Orten auszumachen. Die Ergebnisse zeigen nicht auf, was „das Jüdische“ an den jeweiligen Orten konkret ausmacht, sondern was an welchen Orten als jüdisch verstanden, gelebt, mitunter von außen zugeschrieben wird. In der Erkenntnis, dass „das Jüdische bzw. das als jüdisch Geltende im Grunde nicht festmachbar ist, sondern stetigen Veränderungen unterliegt, somit – wie jegliche Kultur – als prozesshaft und mit dynamischem Charakter ausgestattet“<sup>03</sup> verstanden werden muss, versucht die Ausstellung kursorisch unterschiedliche Fa-

cetten jüdischer Lebenswelten abzubilden, denen die Studierenden in ihren Forschungsaufenthalten begegnet sind. Dieser Ansatz, basierend auf subjektiven Erfahrungen und Beobachtungen, lädt zu einer Spurensuche ein und ermöglicht neue Blickrichtungen auf modern gelebte jüdische Kultur in Europa.

01 Bhabha, Homi K.: Verortungen der Kultur. In: Bronfen, Elisabeth u.a. (Hrsg.): Hybride Kulturen. Beiträge zur anglo-amerikanischen Multikulturalismusdebatte. Tübingen 1997, S. 127.

02 Lipphardt, Anna u.a.: Exploring Jewish Space. An Approach. In: Brauch, Julia u.a. (Hrsg.): Jewish Topographies. Aldershot 2008, S. 2.

03 Hödl, Klaus: Der ‚virtuelle Jude‘ – ein essentialistisches Konzept? In: Hödl, Klaus (Hrsg.): Der ‚virtuelle Jude‘. Konstruktionen des Jüdischen. Innsbruck 2005, S. 55.

BUDAPEST:

JUNG,  
JÜDISCH,  
HIP

RABEA BESCHTA, JULIA JATTKÉ





03

- 01 EINGANG DES KUPLUNG CLUBS
- 02 SCHAUFENSTERAUSLAGE DES DAFKE DELI CAFÉS
- 03 WERBEFLÄCHE IM JÜDISCHEN VIERTEL
- 04 HAUSEINGANG IN DER DOHÁNY-STRASSE



04



05



06



07

05 STREETART

06 RUINENKNEIPE „SZIMPLA KERT“

07 GRAFFITI „SERVE THE CITY BUDAPEST“

In den letzten Jahren erlebt Ungarn eine Renaissance jüdischen Lebens. Budapest kommt dabei eine zentrale Rolle zu, die Stadt besitzt eine der größten und auch aktivsten jüdischen Gemeinden in Europa. Auch das Selbstbewusstsein der dortigen Jüdinnen und Juden ist gewachsen und zeigt sich nicht nur durch die religiösen, sondern vor allem auch durch die kulturellen Traditionen des ungarischen Judentums. Die heutige Fragmentierung und Pluralisierung jüdischer Identitäten in Budapest verläuft weniger entlang jüdischer Institutionen, sondern vielmehr entlang generationeller Linien.<sup>01</sup> Diese Veränderungen werden am deutlichsten im jüdischen Viertel von Budapest, das im Moment sowohl bei Einheimischen als auch bei Touristen äußerst beliebt ist. Seit dem Regierungsantritt von Victor Orbán 2010 kommt es in Ungarn zu einem Erstarren von Fremdenfeindlichkeit und Antisemitismus. Vor diesem Hintergrund lassen sich in Zsidonegyed, wie das jüdische Viertel auf Ungarisch heißt, verstärkt Proteste gegen dieses politische Klima und neue Formen subkultureller Bewegungen beobachten. Auf unserer Reise nach Budapest haben wir uns mit diesem besonderen Teil der Stadt auseinandergesetzt.

Das jüdische Viertel Zsidonegyed liegt in Erzsébetváros, dem VII. Bezirk von Budapest. Der Stadtteil wurde im 19. Jahrhundert erbaut. Hier lebten die meisten der Budapester Jüdinnen und Juden und das jüdische Viertel erlebte seine Blütezeit. Mehrere Synagogen wurden errichtet, unter anderem die Dohany, Rumbach und Kazinczy Synagoge. Zudem ermöglichten viele koschere Geschäfte den Bewohnerinnen und Bewohnern ein Leben nach jüdischer Tradition und Religion. Im März 1944 wurde von den Nationalsozialisten in diesem Viertel eines der beiden Ghettos in Budapest errichtet. Zeitweise mussten dort bis zu 70.000 Menschen leben. Nach der Befreiung durch die Rote Armee

am 18. Januar 1945 wurde das Viertel vor allem von sozial benachteiligten Bevölkerungsgruppen bewohnt. Jüdische Kultur wurde dort – zumindest nach außen – nur noch sehr wenig gelebt. Einstiges jüdisches Eigentum wurde verstaatlicht und anderweitig genutzt. Einige Synagogen wurden zum Beispiel zu Lagerräumen umfunktioniert.

Seit 1989 haben große Transformationsprozesse in dem Viertel stattgefunden. Ähnlich wie in anderen osteuropäischen Ländern wurde auch das jüdische Leben in Budapest wiederentdeckt und kehrt vor allem durch den Tourismus nach Zsidonegyed zurück. Zudem kommt es im jüdischen Viertel immer mehr zu Gentrifizierungsprozessen. Die historische Bausubstanz ist extrem baufällig und dementsprechend werden viele Häuser zum großen Teil nicht mehr bewohnt. Der Stadt fehlt für die Sanierung das notwendige Geld, viele Gebäude wurden an Investoren verkauft. Diese ließen viele Häuser abreißen oder zu Luxuswohnungen umwandeln. Ferner erschweren die oftmals ungeklärten Eigentumsverhältnisse die Umsetzung möglicher Erhaltungsmaßnahmen.<sup>02</sup> Gleichzeitig wurden immer mehr Cafés, Restaurants, Bars und Clubs eröffnet, in denen viele kulturelle Veranstaltungen, wie Lesungen, Ausstellungen oder Konzerte stattfinden. Auch Festivals, wie zum Beispiel das Judafest, sind jedes Jahr Teil des Veranstaltungskalenders im jüdischen Viertel. Dabei handelt es sich um ein Straßenfest in der Kazinczy Utca, bei dem jüdische Kulturschaffende auftreten und jüdische Speisen angeboten werden. Das große Unterhaltungsangebot trägt dazu bei, dass das Viertel sowohl für die Einheimischen als auch für Touristen immer mehr zu einem Anziehungspunkt geworden ist. Zudem wächst gegen die Luxussanierungen im

# BUDAPEST

## BAR

**Budapest besitzt heute wieder eine der größten und aktivsten jüdischen Gemeinden in Europa. Besonders zeigt sich dies in dem jüdischen Viertel Zsidonegyed, das sich im VII. Bezirk der Stadt befindet. Das historische Viertel hat sich in den letzten Jahren zu einem Ort entwickelt, der wegen seiner vielen hippen Cafés, Restaurants, Bars und Clubs sowohl bei Touristen als auch bei Einheimischen sehr beliebt ist. Dieses Viertel ist ein Ort der Kontraste und seit dem Regierungsantritt von Viktor Orbán 2010 finden hier soziale und politische Umbrüche ihren Widerhall: Alt trifft auf Neu, temporäre Zwischennutzungen etablieren sich in baufälligen Häusern und Demonstrationen für den Erhalt der historischen Gebäude gehören zum Alltag im jüdischen Viertel. Auch der politische Protest gegen Gentrifizierungsprozesse, Fremdenfeindlichkeit und den wachsenden Antisemitismus beeinflussen das Viertel und die dort lebenden Menschen. Diese Installation möchte mit einer imaginären Budapest Bar einen exemplarischen Ort innerhalb des jüdischen Viertels nachzeichnen. Dabei wird der Atmosphäre der zahlreichen sogenannten Ruinenkneipen nachgespürt, für die die ungarische Hauptstadt bekannt ist. Das große Angebot an touristischen Sehenswürdigkeiten und kulturellen Besonderheiten verdeutlicht, dass das jüdische Viertel Budapests ein vielschichtiger und lebendiger Ort ist.**

jüdischen Viertel der zivile Widerstand. Zahlreiche Budapesterinnen und Budapester setzen sich für den Erhalt der historischen Gebäude ein. Angeführt werden die Protestbewegungen von der Initiative „Ovás!“, deren Name auf Deutsch „Einspruch“ bedeutet. Sie versucht mit Demonstrationen, Stadtrundgängen, Podiumsdiskussionen und Ausstellungen die historische Bedeutung des jüdischen Viertels in das öffentliche Bewusstsein zurückzubringen. Zudem wurde eine Liste mit 51 besonders schützenswerten Häusern erstellt. Ein weiteres Mittel sind illegale Hausbesetzungen. Das jüdische Viertel ist bekannt für seine sogenannten Ruinenkneipen wie zum Beispiel das „Szimpla Kert“. Die älteste ihrer Art befindet sich seit 2001 auf dem verwinkelten Gelände einer früheren Ofenfabrik und war einst auch eines dieser illegal besetzten Häuser. Heute ist sie so erfolgreich, dass es davon zwei Ableger in Berlin gibt.<sup>03</sup>

Mit dem Tourismus boomen auch Führungen durch das jüdische Viertel, die wesentlich zur Gestaltung und Repräsentation beitragen.<sup>04</sup> Es gibt verschiedene Anbieter wie zum Beispiel „Budapest Beyond Sightseeing“ oder „Aviv Travel“. Auch wenn die Programme sich in einigen Punkten unterscheiden, zeigen doch alle im Wesentlichen das Gleiche: Sie möchten Spuren der Vergangenheit aufzeigen und Einblicke in das gegenwärtige jüdische Leben in Budapest geben. Außerdem wollen sie auf vergangenes jüdisches Leben hinweisen, das sich einst hinter den Fassaden der Gebäude abspielte. Dadurch wird vor allem ein nostalgisches Bild von jüdischer Kultur in Budapest reproduziert, mit dem sich die Besucherinnen und Besucher auseinandersetzen können. Ein wichtiger Programmpunkt ist zum Beispiel der Besuch der drei größten Synagogen Dohány, Rumbach und Kazinczy. Daneben werden verschiedene Denkmäler zur Erinnerung an den Holocaust gezeigt wie das Raoul Wallenberg-Denkmal, das Carl Lutz-Denkmal und der sogenannte Baum des Lebens. Die Architektur des Viertels und dessen jüdische Geschichte spielen bei diesen Touren ebenfalls eine

große Rolle. Die Touranbieter weisen bei den Stadtrundgängen immer wieder auf religiöse Symbole an den Häuserfassaden hin oder erzählen Geschichten über die ehemaligen jüdischen Bewohnerinnen und Bewohner. Aber auch auf Cafés, Restaurants, Bars und Clubs, in denen es koscheres Essen gibt oder jüdische kulturelle Veranstaltungen stattfinden, wird hingewiesen. Viele dieser Orte und Veranstaltungen werden dementsprechend auch vor allem von einem touristischen Publikum frequentiert. Die Rundgänge durch das jüdische Viertel spielen eine erhebliche Rolle bei der Rekonstruktion des „Jüdischen“ in der Stadt und entwerfen neue Narrative zur jüdischen Stadtgeschichte Budapests. Es entsteht der Eindruck, dass Zsidonegyed der einzige Ort in Budapest ist, an dem jüdisches Leben und jüdische Kultur stattfinden und heute noch festgeschrieben sind. Vor allem wird durch das vielfältige Unterhaltungsangebot eine spannende Mischung aus Alt und Neu geschaffen. Auch wir konnten bei unserem Besuch die besondere Atmosphäre des jüdischen Viertels spüren. Besonders ließen wir uns von der Aufbruchsstimmung und dem Wunsch nach Veränderung der Budapester, die dieses Viertel mitgestalten, begeistern.

01 Vgl. Gantner, Brigitta Estzer; Kovács, Máttyás: *Altering Alternatives. Mapping Jewish Subcultures in Budapest*. In: Lipphardt, Anna; Brauch, Julia; Nocke, Alexandra (Hrsg.): *Jewish Topographies – Visions of Space, Traditions of Place*. Aldershot 2008, S. 139–160.

02 Vgl. [http://www.deutschlandfunk.de/zwischen-abbruch-und-aufbruch.922.de.html?dram:article\\_id=12853](http://www.deutschlandfunk.de/zwischen-abbruch-und-aufbruch.922.de.html?dram:article_id=12853)

03 Vgl. <http://www.sueddeutsche.de/reise/nachtleben-budapest-prost-europa-1.2195199>

04 Vgl. Tóth, Erzsebet: *Walking the Jewish Past? The Effects of Tourism on the Interpretations of Budapest Jewish District*. Budapest 2008.

MARBELLA:

RASTLOS AN DER  
COSTA DEL SOL

LISA KATTNER, KATHARINA OHL







03



04



05



06

07



08

- 01 BLÜHENDER SOUVENIRHANDEL
- 02 MARBELLA STRANDPROMENADE
- 03 KOSCHER ESSEN IM SELBSTVERSUCH
- 04 AM BUFFET IM BEACH CLUB
- 05 DIE WEGWEISENDE COLADOSE
- 06 VORRAUM DER SYNAGOGUE
- 07 IN TORREMOLINOS
- 08 KOSCHERES RESTAURANT MIT SUPERMARKT  
IN TORREMOLINOS



09



10

09 ABTEILUNG FÜR KOSCHERE PRODUKTE  
IM SUPERMARKT HYPERCOR

10 BEIM EINKAUFEN IM HYPERCOR

Die Costa del Sol zieht sich über 300 Kilometer von Gibraltar bis nach Granada und erlebt verstärkt seit den 1950er Jahren eine kontinuierliche touristische Ausrichtung. Einer der bekanntesten Urlaubsorte der Region ist wohl Marbella. Vor allem der geografische Standort und damit verbunden das Klima tragen zum Image Marbellas als Urlaubsdestination bei. Die Lage zwischen Mittelmeerküste und den Gebirgszügen der Sierra Blanca wird als Alleinstellungsmerkmal vielfach medial reproduziert.<sup>01</sup> Gerade in Marbella selbst tragen nicht zuletzt Promis und Jetset zum Ruf der Region bei. Offizielle Zahlen sprechen von durchschnittlich über 250.000 Übernachtungsgästen pro Jahr.<sup>02</sup> Zur Jüdischen Gemeinde Marbellas gibt es keine offiziellen Zahlen, inoffiziell wird aber von 600 jüdischen Familien, also circa 1.200 bis 2.000 Personen, gesprochen (Auskunft der Gemeinde, Stand 2014). Insgesamt zählt Andalusien in etwa 4.000 jüdische Gemeindeglieder.

Ausgangspunkt unserer Recherche bildete ein Artikel aus dem Jahr 2009 des Journalisten Uwe Scheele in der Zeitung „Jüdische Allgemeine“. Unter dem Titel „Beten und Bräunen - Die jüdische Gemeinde von Marbella ist im Sommer dreimal so groß wie im Winter“ berichtet der Journalist vom blühenden „jüdischen Tourismus“ und der dynamischen Jüdischen Gemeinde in Marbella:

„Rund 1.000 ständige Mitglieder hat die Gemeinde, im Sommer wächst sie auf bis zu 3.000. Jüdische Touristen aus aller Welt und Langzeiturlauber mit Zweitwohnsitz an Spaniens Sonnenküste suchen einen Ort zum Beten oder wollen die Gemeinde kennenlernen. Am Schabbat füllt sich unsere Synagoge bis auf den letzten Platz, im August richten wir sogar einen zusätzlichen Gebetsraum im Gemeindezentrum an der Strandpromenade ein, sagt Rabbiner Meir O'Hayon.“<sup>03</sup>

Marbella schien in diesem Zusammenhang das ideale Reiseziel für unsere Forschung über verschiedene Formen jüdischen Tourismus in dieser Urlaubsregion zu sein. Vor allem die Frage nach touristischen Infrastrukturen und dem Verhältnis zur lokalen jüdischen Gemeinde standen dabei im Fokus unseres Interesses. Bei unserer Ankunft zeigte sich Marbella als ein gesichtsloser Urlaubsort, geprägt von Suburbanisierung und Massentourismus, das Stadtbild zeichnet sich vor allem durch große und noch größere Hotelbunker aus. Die Beliebtheit des Ortes verdeutlichte sich in der kilometerlangen Promenade, der Strand und auch die Hotels schienen uns austauschbar.

Raphael Cohen, der Vorsitzende der Jüdischen Gemeinde von Marbella und einer der führenden Repräsentanten des spanischen Judentums im Europäischen Jüdischen Kongress (ECJ), lud uns zu einem Gespräch ins Gemeindebüro ein. Unsere Stimmung war eine Mischung aus Vorfreude und der viel zitierten „Angst des Forschers vor dem Feld“.<sup>04</sup> Auf der Suche nach dem Gemeindebüro wurde erstmals die fehlende Anbindung an die Nachbarschaft spürbar, denn selbst direkten Anwohnern war die Gemeinde kein Begriff. Diese Unsichtbarkeit nach außen hatte auch ihren Einfluss auf die Feldforschung. Sie veranschaulicht, wie herausfordernd es mitunter sein kann, trotz offizieller Einladung Zugang zum Feld zu bekommen.

Im Interview wurde das große Engagement des Gemeindevorsitzenden wiederholt deutlich. Überzeugt von seiner Arbeit und sichtlich geübt im Umgang mit Interviewsituationen erzählte Cohen von bereits Umgesetztem und Plänen. Mit der Etablierung einer Abteilung für koschere Lebensmittel in einem populären Supermarkt in Puerto Banús soll der Lebensalltag für orthodoxe Jüdinnen und Juden erleichtert werden. Auf diese Weise wurde auch ein Stück jüdischer Alltagskultur für alle Kunden und somit auch für die Stadt Marbel-

la wahrnehmbar. Der Fokus liegt langfristig in erster Linie auf der Vergrößerung der Gemeinde. So möchte der Gemeindevorsitzende beispielsweise durch den Kauf eines Grundstücks neben der auswärtig gelegenen Synagoge mehr Platz für alle Gottesdienstbesucherinnen und -besucher schaffen. Zur Vernetzung und Information für Gemeindeglieder, Touristen und Interessierte wurde das „Focus Magazin“ ins Leben gerufen. Die halbjährlich publizierte Hochglanzbroschüre informiert in drei Sprachen über die Aktivitäten der Gemeinde und lokale Festivitäten. Die darin geschalteten Anzeigen, beispielsweise von Dior, verdeutlichen den Anspruch, eine professionelle, dem Ort angepasste Außenwirkung zu haben. Sie verweisen aber auch ein Stück weit auf die Austauschbarkeit, die die rein auf Tourismus ausgelegte Infrastruktur Marbellas zwangsläufig mitproduziert. Im fortlaufenden Interview betonte Raphael Cohen nachdrücklich die ausgezeichnete Beziehung zur muslimischen Gemeinde. Sie mündete in der Planung und Eröffnung eines gemeinsamen Altersheims. Für die Zukunft ist außerdem eine jüdisch-muslimische Schule geplant. Während des Gesprächs organisierte uns der Vorsitzende kurzerhand einen Interviewtermin mit dem Rabbiner Léon Benguiui.

Der Rabbiner empfing uns zum Termin in der Synagoge. Gerade im Sommer werden hier Bar/Bat Mitzwot sowie zahlreiche Hochzeiten gefeiert. Der regelmäßige Gottesdienst ist für alle Interessierten offen. Die Sitzplätze der Synagoge sind begrenzt, da die Gastfreundschaft aber sehr groß geschrieben wird, bekommen Touristen immer vorrangig einen Platz. Zu Schabbat und anderen Festen und Feierlichkeiten ist laut Rabbiner Benguiui jeder willkommen. Das Cate-

ring organisieren die Gemeindeglieder selbst: Familie O'Hayon, die die Synagoge in den 1970ern erbaut hat, kümmert sich um das leibliche Wohl bei Festivitäten. Dies begründet sich nicht nur im großen Engagement der O'Hayons, sondern auch in der fehlenden koscheren Infrastruktur vor Ort.

Zum letzten Gesprächstermin vor unserer Abreise trafen wir Claudia Molines. Die studierte Historikerin und Nicht-Jüdin arbeitet seit einigen Jahren als Sekretärin für die Gemeinde. Sie beschäftigte sich in ihrer Forschung ausgiebig mit der jüdischen Geschichte Spaniens. Nach ihrer Aussage mache das Judentum in Spanien nur eine kleine Religionsgemeinschaft aus und werde von der Mehrheitsgesellschaft kaum wahrgenommen. Jüdische Urlauberinnen und Urlauber kontaktieren die Sekretärin daher nicht selten, um sich über koschere Einkaufsmöglichkeiten und passende Hotels zu informieren. Darin äußert sich auch die geringe öffentliche Präsenz der jüdischen Kultur in Marbella.

Das Phänomen der fehlenden Sichtbarkeit und Zugänglichkeit hat die Reise zu einer anhaltenden Suche gemacht. Die Unsichtbarkeit der Gemeinde vor Ort hat sich in vielen Fragestellungen verdeutlicht, die uns bisweilen auch manchmal verwundert zurückließen: Wir fragten uns nicht nur, wo der Eingang zum Gemeindebüro ist und warum niemand der Anwohner etwas von dem Büro wusste, sondern auch, wie wir die außerhalb gelegene Synagoge finden sollten und was mit der „Coladose“ gemeint ist, die uns auf der Busfahrt zur Synagoge als Anhaltspunkt dienen sollte. Darüber hinaus überlegten wir, welche Orte wir noch auf der Suche nach jüdischem Tourismus abfahren könnten und recherchierten immer wieder aufs Neue. Dabei stellte sich jede von uns nicht nur einmal die Frage „What am I doing here?“<sup>05</sup>



**Die Installation erzählt von einer Forschungsreise mit unerwartetem Verlauf. Ausgehend von dem Artikel „Beten und Bräunen“ aus der Zeitung „Jüdische Allgemeine“ aus dem Jahr 2009, stand bei dieser Feldforschung in Marbella die Suche nach einer ausgeprägten touristischen Infrastruktur für jüdische Urlauberinnen und Urlauber im Fokus.**

**Die beiden Forscherinnen hofften, neben einem offenen Zugang ins Feld, auf die Begegnung mit zahlreichen ausländischen Erholungssuchenden jüdischer Herkunft. Touristen, die neben Jetset und Sonnenbaden auch Hochzeiten und Bar/Bat Mitzwa feiern und an kulturellen Events der Jüdischen Gemeinde Marbellas teilnehmen würden. Doch bei ihrer Ankunft in Marbella erkannten sie schnell, dass das Feld so zugänglich nicht sein würde. Die Forschungsreise entwickelte sich daher zu einer anhaltenden Suche nach „Jüdischem“ in Marbella und Umgebung. Die Auflösung des Forschungsthemas vor Ort führte bei den beiden Forscherinnen neben der Frage „What am I doing here?“ auch zu einer Hinterfragung der mitgebrachten Erwartungen. In den Mittelpunkt rückte zunehmend der Forschungsprozess als solcher, den die Besucherinnen und Besucher an dieser Stelle durch Fotos und Reisenotizen nachvollziehen können.**

Erschwert wurde unser Forschungsaufenthalt durch die politische Situation im Israel-Palästina-Konflikt, der in den Sommermonaten 2014 erneut eskalierte und ein zentrales Thema in der medialen Öffentlichkeit war. Seitens der Gemeinde führte es zu einem durchaus spürbaren Misstrauen unserem Forschungsvorhaben gegenüber. Auch das Sommerfest der Jüdischen Gemeinde mit dem Titel „Fest des Friedens“ wurde wegen der politischen Lage abgesagt. Nicht nur die Sicherheitsbedenken waren zu groß, ein Fest schien während des laufenden militärischen Konflikts nicht angemessen. Das Gefühl für die Unwägbarkeiten von Feldforschung und die Abhängigkeit von äußeren Faktoren wurde uns in dieser Situation besonders deutlich, da wir bis kurz vor unserer Anreise fest mit einem Besuch des Sommerfestes gerechnet hatten. Wir erhoffen uns dadurch Zugang zum Feld und Kontakte zu Gemeindemitgliedern sowie Touristen. Daher sahen wir uns erstmals mit der Erfahrung des Scheiterns im Feld konfrontiert:

„A fieldworker usually goes into a field with a research proposal composed, in part, of hypotheses, well planned questionnaires, and ingenious tests. But, in point of fact, he does not know what he is going to do. All he knows is, what he hopes to try to do.“<sup>06</sup>

Rückblickend zeigen die vielen zurückgelegten Wege und unbewussten Umwege eine Suche mit Auf und Abs. Auch wenn Feldforschung scheinbar unüberwindbare Hürden mit sich bringen kann, findet sich dennoch oftmals mehr, als man zu suchen glaubt. Die Gemeinde und das Feld insgesamt waren uns nur begrenzt zugänglich. Wir starteten immer wieder neue Anläufe, eine engere Beziehung ergab sich aber nicht. Dies war mitunter auch der Dauer unseres Aufenthalts geschuldet, denn erst am letzten Tag in unserem Gespräch mit Claudia Molines spürten wir ein langsam entstehendes Vertrauen.

Wir haben Marbella schließlich mit der Erkenntnis zurückgelassen, dass Feldforschung nicht nur ein großes Ergebnis, sondern auch viele kleine Puzzleteile hervorbringen kann, die alle für sich ihren Erkenntniswert haben.

01 <http://www.juedische-allgemeine.de/article/view/id/1305>

02 Lindner, Rolf: Die Angst des Forschers vor dem Feld. Überlegungen zur teilnehmenden Beobachtung als Interaktionsprozess. In: Zeitschrift für Volkskunde 77. 1981, S. 51-66.

03 <http://www.andalusien-tour.com/marbella> und <http://www.marbella-portal.de/html/marbella.html>

04 <http://www.marbella-travel.de/Regionales/Marbella-Stadtgebiet/>

05 Schlör, Joachim: What am I doing here? Erkundungen im deutsch-jüdischen Feld. In: Eisch, Katharina; Hamm, Marion (Hrsg.): Die Poesie des Feldes: Beiträge zur ethnographischen Kulturanalyse. Tübingen 2001, S. 89-111.

06 Wax, Rosalie H.: Doing Fieldwork. Warnings and Advice. Chicago 1975, S. 17.

UMEÅ:

FÜHL DICH  
WIE ZU HAUSE

ANJA HEUBELHUBER, ANNE REIS



01 | 02



03



04

01 | 02 GELBES HAUS DER JÜDISCHEN VEREINIGUNG

03 MINDERHEITENFESTIVAL

04 KULTURHAUPTSTADT 2014





- 05 SCHWEDISCHE IDYLLE
- 06 BEGEGNUNGEN IM FELD
- 07 PURIM IM GELBEN HAUS
- 08 BEGEGNUNGEN IM FELD

05



06



07



08

In Schweden leben heute circa 20.000 Jüdinnen und Juden – hauptsächlich in den großen Städten Stockholm und Göteborg.<sup>01</sup> Aber auch im nördlichen Umeå gibt es eine kleine Gemeinschaft von etwa 30 Mitgliedern. Sie nennen sich die „Judiska Föreningen“ (Jüdische Vereinigung) und seit ihrer Gründung im Jahr 2009 kommen die Vereinsmitglieder regelmäßig für gemeinsame Aktivitäten, Feste und Veranstaltungen zusammen. Sie sind eine bunt zusammengewürfelte Gruppe. Die meisten von ihnen stammen aus jüdischen Familien, andere haben erst im Laufe ihres Lebens begonnen, sich für jüdische Kultur und Religion zu interessieren und nutzen die Vereinigung, um ihr Interesse zu vertiefen. Auch Sprachkurse und Einführungen in ein jüdisch-religiöses Leben können hier besucht werden und je nach persönlichen Vorlieben ergeben sich so ganz unterschiedliche und individuelle Zugänge zu einem alltäglich gelebten jüdischen Leben in Umeå.

Eine besondere Rolle für das innerjüdische Selbstverständnis spielt der Minderheitenstatus, den Angehörige der jüdischen Religion in Schweden haben. Neben den Juden besitzen in Schweden noch vier weitere Volksgruppen den Status einer ethnischen Minderheit. Die zahlenmäßig größte Gruppe machen die Finnen aus, außerdem gehören die in Schweden lebenden Roma, Sami und Tornedaler dazu.<sup>02</sup> Allen ist gemein, dass ihrer Kultur und Sprache unter diesem rechtlichen Status eine gesellschaftspolitische Anerkennung und ein gewisser Schutz zuteil wird. Dennoch wird mit dieser Regelung auch – ob künstlich oder nicht – ein trennendes Element zwischen ihnen und der restlichen schwedischen Gesellschaft aufrechterhalten. Dazu kommt, dass nicht alle Beschlüsse dieses Sonderstatus aus heutiger Sicht noch immer Jiddisch die offiziell anerkannte Sprache in Schweden. Diese Festlegung knüpft dabei an ein historisches Erbe aus den 1930er und 1940er Jahren an, als Jüdinnen und Juden aus Osteuropa vor den Nationalsozialisten fliehen mussten und unter anderem in Schweden

Schutz und Exil fanden. Heute jedoch gibt es nur eine verschwindend geringe Zahl an Personen in Schweden, die neben Schwedisch in ihrem Alltag noch Jiddisch sprechen.

Der schwedische Sozialpsychologe Lars Dencik fragt in seiner Studie „Jewishness in Postmodernity. The Case of Sweden“ danach, wie heutzutage in Schweden Jüdinnen und Juden ihre Identität und kulturelle Zugehörigkeit definieren, wie sie ihr Jüdisch-Sein leben, wo sie sich anpassen (müssen) und inwiefern sie durch das weltweite Erstarken des Antisemitismus und insbesondere durch den Israel-Palästina-Konflikt beeinflusst werden.<sup>03</sup> Dencik umschreibt die Art und Weise, wie Jüdinnen und Juden in Schweden ihr Jüdisch-Sein ausgestalten und leben als „postmodern 'Swedish Smorgasbord' Judaism“. Mit „Smorgasbord“ benutzt er das schwedische Wort für „kaltes Buffet“ und versteht es als Metapher für eine frei gewählte, selbstbestimmte Lebensweise jüdischer Kultur und Tradition im liberalen Schweden. In seiner Studie, die unter anderem auf der Auswertung von Fragebögen basiert, die er zwischen 1999 und 2001 an Jüdinnen und Juden in Schweden sendete, weist er nach, dass für die Mehrzahl der Befragten die jüdisch-familiäre Herkunft ein zentraler Bestandteil ihrer Identität und ihres Selbstverständnisses ist. Gleichzeitig identifizieren diese sich auch als jüdische Schweden und wählen relativ frei, welche Traditionen sie in ihren Alltag integrieren möchten. Viele der befragten Personen (73%) geben so beispielsweise an, regelmäßig Schabbat zu feiern, 37% feiern aber beispielsweise auch Weihnachten. Sie wählen sich Traditionen und kombinieren diese mit anderen – auch nicht-jüdischen.<sup>04</sup> In seiner Studie verfolgt Dencik Fragen nach „being Jewish“ in Zusammenhang mit postmodernen gesellschaftlichen Prozessen. Wie leben Jüdinnen und Juden in Schweden als Minderheit, was bedeutet für sie kulturelle Herkunft und welche Vorstellung von Heimat haben sie? Das sind Themen und Fragen, die auch auf der Forschungsreise im Sommer 2014 stetige Begleiter waren.

Doch nicht nur die Beziehungen zur Mehrheitsgesellschaft, sondern auch die natürlichen Gegebenheiten in Nordschweden beeinflussen den Alltag der dort lebenden Jüdinnen und Juden – in einem Teil der Erde, in dem die Sonne im Sommer nicht unter und im Winter kaum aufgeht. Besonders die wöchentliche Feier zum Schabbat wird dabei auf die Probe gestellt. Traditionell beginnt der Ruhetag am Freitagabend nach Sonnenuntergang. Mitglieder der Jüdischen Vereinigung in Umeå sehen das im Sommer nicht so eng und legen den Termin mangels Alternativen auf 18 Uhr fest.

Die Stadt Umeå, von der EU zur Kulturhauptstadt 2014 ausgerufen, kann zudem auf keine lange Tradition gelebter jüdischer Kultur zurückblicken. Die religiöse Infrastruktur ist in der kleinen Stadt so gut wie gar nicht ausgebaut. Weder eine Synagoge noch eine Mikwe – ein Bad für die rituelle Reinigung – stehen religiös lebenden Jüdinnen und Juden vor Ort oder in naher Umgebung zur Verfügung. Da heißt es Improvisieren und so fährt die seit 30 Jahren in Schweden lebende Israelin Carinne deshalb in den Sommermonaten hin und wieder an die schwedische Küste, um sich im Meer rituell zu reinigen – so wie es in der Tora vorgeschrieben ist und sie es als religiöse Jüdin gerne in ihren Alltag integrieren möchte.

Der Kulturanthropologin Ina-Maria Greverus zufolge strebt der „territoriale Mensch“ es als kulturfähiges Wesen an, sich einen Raum so einzurichten, dass er sich dort wohl und sicher fühlt.<sup>05</sup> Menschen können sich über das Geschaffene im Raum wiedererkennen und erfahren somit Heimat, da sie ihre Umwelt aktiv mitgestalten können. Die Jüdische Vereinigung hat vor einigen Jahren in Umeå ein Gelbes Haus

bezogen, das sie sich mit einer Jugendhilfsorganisation teilt. Es war während der Forschungsreise zu beobachten, dass die Jüdinnen und Juden in Umeå diesen geschützten, in sich geschlossenen Raum für unverzichtbar halten, um von dort aus öffentlich wirken zu können. Das Gelbe Haus bietet ihnen dabei Sicherheit in mehrfacher Hinsicht und kann in direkten Bezug zu Greverus Theorie des „territorialen Menschen“ gesetzt werden.

Mit dem Wunsch nach Sichtbarkeit hängt für die Jüdische Vereinigung und ihre Mitglieder unweigerlich auch ein Prozess der Aushandlung zusammen. Was bedeutet es für mich bzw. für uns, jüdisch zu sein? Was wollen wir als Jüdische Vereinigung veranstalten, organisieren? Was ist uns wichtig? Wie kann die Jüdische Vereinigung nicht-jüdische Mitglieder – die es in Umeå gibt – integrieren und was ihnen bieten? Die Gespräche, die während dieser Forschungsreise mit den Mitgliedern über diese Fragen stattfanden, zeigten, wie wenig eindeutig hier die Antworten sind und sein können. Zu individuell ist das jeweilige Sicherheitsbedürfnis und das eigene Verständnis von Privatheit. Gemeinsam ist allen der Wunsch, die jüdische Infrastruktur des Ortes weiter auszubauen und stetig in einem lebhaften Dialog mit der schwedischen Öffentlichkeit zu bleiben. Im Gelben Haus und darüber hinaus.

01 Dencik, Lars: „Jewishness“ in Postmodernity. The Case of Sweden. In: Gitelman, Zvi (Hrsg.): New Jewish Identities. Contemporary Europe and Beyond. Budapest 2003, S. 81.

02 Pan, Christoph; Pfeil, Beate Sybille (Hrsg.): Minderheitenrechte in Europa: Handbuch der europäischen Volksgruppen, Band 2. Wien u.a. 2006, S. 440.

03 Dencik, S. 75-104.

04 Dencik, S. 99.

05 Greverus, Ina-Maria: Auf der Suche nach Heimat. München 1979, S. 24.

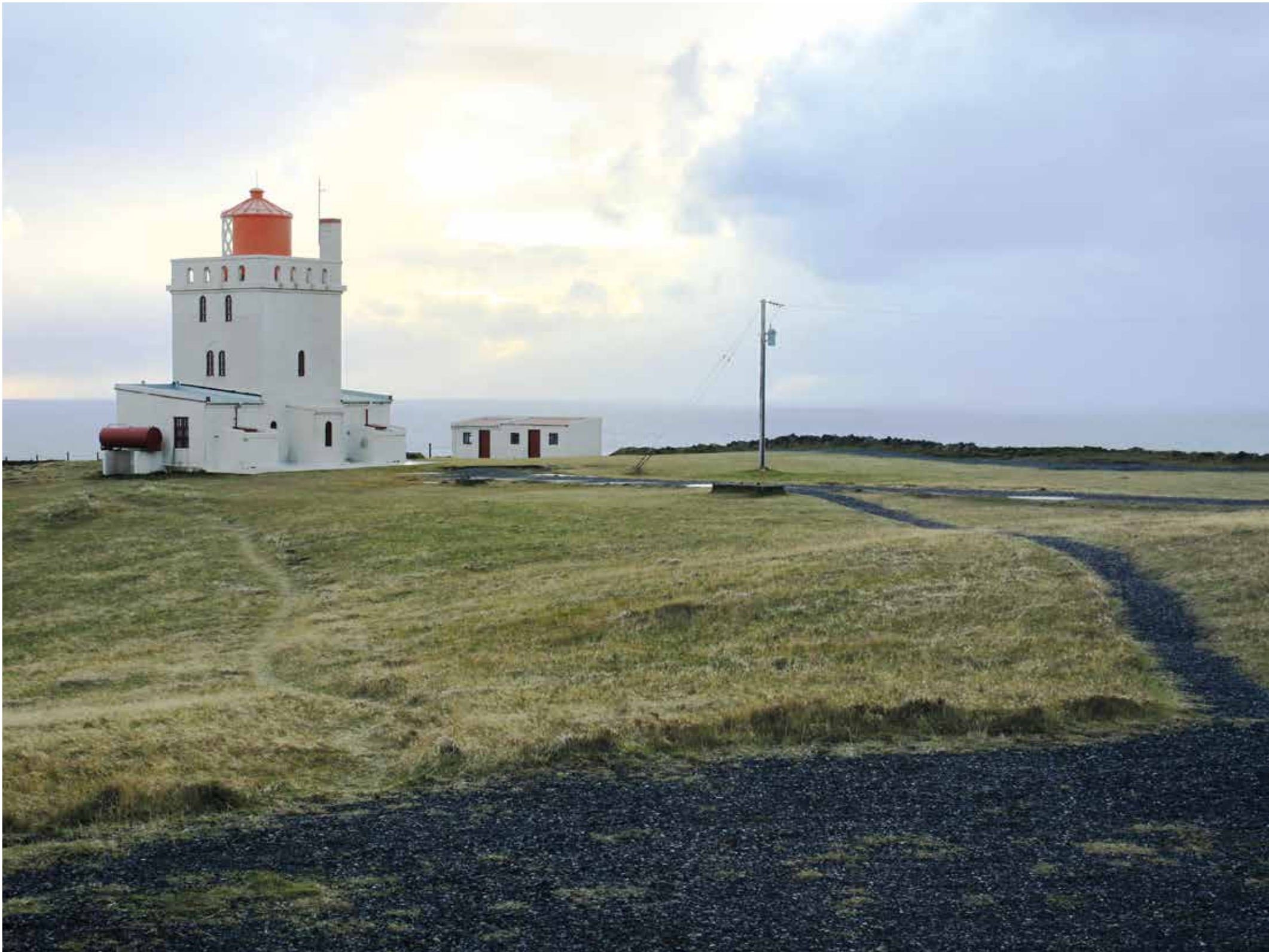
# UMEÅ HOUSE

**In Umeå versucht eine kleine jüdische Gemeinschaft seit 2009 in einem Gelben Haus einen konkreten Ort aktueller jüdischer Kultur und Traditionen zu etablieren. Sie nennen sich die Judiska Föreningen (Jüdische Vereinigung) und sind etwa 30 Mitglieder, die am gemeinsamen Erleben jüdischer Kultur, Religion und Tradition interessiert sind. Das Gelbe Haus trägt von außen keinen Hinweis auf diese Vereinigung und doch ist es für die Jüdinnen und Juden Umeås, aber auch für an jüdischer Kultur Interessierte, ein stets offener, willkommener Ort. Diese Installation möchte diesem Treffpunkt für die Aushandlung von Identitäten und kultureller Zugehörigkeit ein Stück weit Sichtbarkeit verschaffen und verhandelt dabei auch Fragen nach den Grenzen und Möglichkeiten heimatlicher Verortungen in der heutigen schwedischen Gesellschaft. Denn Angehörige der jüdischen Religion gehören zu den fünf anerkannten ethnischen Minderheiten. Damit können sie zwar auf politische und finanzielle Unterstützung des Staates zurückgreifen, jedoch bleiben Hürden, sich auch kulturell einen offenen Raum zu schaffen und gesellschaftlich wahrgenommen zu werden.**

REYKJAVÍK:

66° IM NORDEN:  
EINE SPURENSUCHE

RAPHAELA HOLZER, FLORIAN SCHMITT





02



03

- 01 LEUCHTTURM AN DER SÜDKÜSTE
- 02 BEVORZUGTES TRANSPORTMITTEL AUF DER ABGESCHIEDENEN INSEL
- 03 WIKINGERSTATUE IN REYKJAVÍK
- 04 EINAR HEIMISSONS ERZÄHLUNG „INS LAND DES WINTERS“
- 05 WEITES FELD



04



05



06



07



08

06 FAHNENARRANGEMENT IN SIGALS WOHNZIMMER

07 SIGAL HAR-MESHI AUF DEM FLOHMARKT

08 IMPRESSIONEN VOM NEUJAHRSFEST 2014  
(BILDQUELLE: SIGAL HAR-MESHI)

Island ist in den letzten Jahren zu einem gefragten Reiseziel geworden. Die Touristen wollen Vulkane, Geysire und Polarlichter sehen, interessieren sich für die Wikingerzeit, Reykjavíks Musikszene oder die sagenumwobene Welt der Elfen und Trolle. Entsprechend erstaunt war die Gastgeberin eines Reykjavíker Ferien-Appartements als am 21. September 2014 zwei deutsche Studierende mit einem ganz anderen Anliegen auf die Insel kamen: „Ihr sucht ‚das Jüdische‘ auf Island? Ich wusste gar nicht, dass es hier Juden gibt...“

Tatsächlich lässt sich „das Jüdische“ in Island schwer fassen. In dem Land mit evangelisch-lutherischer Staatsreligion (rund 80% der Bevölkerung) ist das Judentum bis heute nicht staatlich anerkannt. Es gibt keine Synagoge, kein jüdisches Gemeindezentrum und auch sonst keine offizielle Kontaktstelle. Islands Jüdinnen und Juden vernetzen sich selbstorganisiert über Telefon- und E-Mail-Listen. An Pessach, dem Dankesfest für die Errettung aus der Sklaverei, oder Rosch Haschana, dem Neujahrsfest, wird meist gemeinsam gefeiert – so auch im September 2014. Die Feier fand zwei Tage nach dem eigentlichen Feiertag statt, weil es einfach praktischer ist, an einem Freitag zu feiern, statt mitten unter der Woche.

Die israelische Schmuckdesignerin Sigal Har-Meshi wohnt mit ihrer Familie etwa eine halbe Stunde von Reykjavík entfernt und stellte ihr Wohnzimmer für das gemeinsame Neujahrsfest zur Verfügung. Mit dabei waren rund 15 Personen, darunter zwei Touristen, die via facebook nach Kontakten gesucht hatten, um den Feiertag während ihres Urlaubs auf der Insel gemeinsam zu verbringen. Auch wenn Sigal sich selbst nicht als besonders religiös bezeichnet, so ist es für sie eine Herzensangelegenheit, traditionelle Feste mit anderen zu feiern. Als wir sie einige Tage nach Rosch Haschana zu Hause besuchten, war der Wohnzimmerschrank noch mit zwei Fahnen geschmückt: mit

der isländischen und der israelischen. Eine Kombination, die es wohl nicht sehr häufig zu sehen gibt. Zudem gehört Island zu einem der ersten westlich-europäischen Länder, die Palästina als eigenständigen Staat anerkannt haben. Unsere Interviewpartnerinnen und -partner erzählten uns, dass diese pro-palästinensische Position innerhalb der isländischen Bevölkerung gerade zur Zeit unserer Feldforschung im Sommer 2014, als der Nahost-Konflikt erneut eskalierte und präsent in den Medien war, für sie als Jüdinnen und Juden in Island spürbar gewesen sei.<sup>01</sup> Sigal erwähnte anti-israelische Proteste anlässlich eines Fußballländerspiels der Damen in Reykjavík (Island gegen Israel). Das Spiel hat übrigens Island gewonnen. Drei zu Null.

Für den religiösen Rahmen bei jüdischen Feiertagen in Island ist meist Michael Levin zuständig. Der US-amerikanische Inhaber eines Catering-Unternehmens lebt seit 1986 mit seiner isländischen Frau auf der Insel. Als Kind hat er Hebräisch gelernt und war bereits mit elf Jahren Vorsänger bei Gottesdiensten in Sommer-Camps für Jugendliche. Heute ist er wahrscheinlich derjenige unter den jüdischen Wahl-Isländern, für den die Religiosität bei jüdischen Feiertagen am meisten im Zentrum steht. Wie er uns erzählte, tritt er vor und ruft die anderen auf: „Lasst uns den Kiddusch sprechen!“<sup>02</sup> In solchen Momenten bedauert er, dass Islands wenige jüdisch geprägten Familien sich „nur“ zum gemeinsamen Essen zusammenfinden.

An Rosch Haschana war auch der argentinische Meeresbiologe Julian Burgos dabei. Er ist 2009 wegen seiner Arbeit für die isländische Regierung auf die Insel gezogen. Zu Hause feiert er manchmal Schabbat und sagt über die jüdische Gemeinschaft Islands: „Wir machen eher kulturelle Dinge.“ Ihm persönlich geht es darum, seinem kleinen Sohn eine Art von jüdisch-kultureller Tradition mitzugeben. Einen institutionellen Rahmen fände er gut, der dementsprechende Angebote für Kinder oder Erwachsene ermöglichen würde.

Islands Jüdinnen und Juden kommen aus der ganzen Welt; es ist irgendwie ein Kommen und Gehen. Dabei bringt jeder unterschiedliche Auffassungen, Lebensweisen und Traditionen mit. Auch wenn viele sich nicht als besonders religiös bezeichnen, ist doch der Wunsch nach einem gewissen Raum für religiöse Fragen da. Dass die orthodoxe Bewegung Chabad Lubawitsch seit 2011 versucht, auf Island Fuß zu fassen, scheint den Wünschen der Jüdinnen und Juden auf Island dabei nicht in jeder Hinsicht entgegenzukommen.<sup>03</sup> Wie Julian uns erzählt, seien die gelegentlich von dem dort eingesetzten Rabbiner initiierten Veranstaltungen für viele dennoch „besser als nichts“.

Auch eine jüdische Geschichte Islands lässt sich in Ansätzen nachzeichnen. Diese ist insofern besonders, als dass sie sich anhand von Einzelpersonen nachvollziehen lässt, die im Laufe der Zeit nach Island gekommen sind. Die meisten von ihnen sind wieder gegangen. Denn einfach war es über viele Jahrhunderte auf der wenig bevölkerten Insel nicht, als Jüdin oder Jude zu leben, geschweige denn ein religiöses Leben zu führen. Das beginnt schon beim Namen, Sinnbild für die eigene Identität. Über Jahre hinweg sollen Zuwandernde verpflichtet gewesen sein, einen isländischen Namen anzunehmen, um eingebürgert zu werden.<sup>04</sup> In Zeiten ohne Linienflüge kamen auf die abgeschiedene Atlantikinsel nur wenig Reisende oder Zuwandernde. Darin sieht der Historiker Vilhjálmur Örn Vilhjálmsson die Ursache für Unkenntnis bis hin zu Fremdenfeindlichkeit gegenüber fremden Kulturen, die auf Island lange spürbar gewesen seien. Seit dem 11. Jahrhundert gibt es die isländische Bezeichnung für Juden, Gyðingar, als Bestandteil von Sagen und Übersetzungen. Vermutlich aber fanden die ersten dokumentierten Reisen von Juden nach Island erst hunderte Jahre später



statt. Nach vereinzeltten Aufenthalten von Händlern aus Holland oder Dänemark stattete 1874 der Publizist und Zionist Max Nordau der Insel einen Besuch ab. In seinem Buch „Vom Kreml zur Alhambra“ fällt er ein weitgehend negatives Urteil über Island: „Morgen und Mittag und Abend fließen in ewigem, durch nichts unterbrochenem Einerlei hin. Schlaf oder leeres Vorsichhinbrüten machen die Hauptbeschäftigung von alt und jung aus.“<sup>05</sup>

Anfang des 20. Jahrhunderts lebten der Händler Fritz Nathan und der Musiker Paul Bernburg in Island. Beide waren angesehene Mitglieder der isländischen Gesellschaft. Fritz Nathan, einer der Gründer des Unternehmens Nathan & Olsen, ließ in den Jahren 1916/17 eines der größten Gebäude in Reykjavík errichten.<sup>06</sup> Es steht noch heute in der Austurstraeti 16. Weil er mangels Infrastruktur seine Religion nicht ausüben konnte, ging Nathan 1917 nach Dänemark zurück. Bernburg konvertierte zum Protestantismus und war lange Zeit Geiger in Reykjavíks Domchor.

In den 1930er Jahren kamen jüdische Flüchtlinge in der Hoffnung auf Rettung und Schutz nach Island. Michael Levin hat uns unter Tränen vom Schicksal Hans Manns, später Hans Jacobsson, erzählt. Er hatte ihn noch persönlich gekannt. Der Berliner Jude war 1936 unter großer Not nach Island geflohen. Obwohl Hans Mann auch dort mit Ablehnung, Fremdenfeindlichkeit und Vorurteilen konfrontiert wurde, ist er geblieben und hat bis zu seinem Tod im Jahr 1996 auf der Insel gelebt. Der isländische Autor Einar Heimisson hat, beruhend auf seiner Biografie, eine Erzählung veröffentlicht, deren Protagonist ein verfolgter Jude im Island der 1930er Jahre ist. „Ins Land des Winters“ erzählt

# REYKJAVÍK CAMOUFLAGE

Seit der Besiedlung, etwa 900 nach der Zeitenwende, stellt das Leben auf der abgelegenen Insel die Menschen vor gewisse Herausforderungen. Stürmisches Wetter, ungewöhnliche Ernährung, ein hoher Einsamkeitsfaktor, um nur drei Beispiele zu nennen. Island hat rund 327.000 Einwohner. 80% davon gehören der evangelisch-lutherischen Staatskirche an. Juden gibt es laut offizieller Statistik keine, da die jüdische Religion keine staatliche Anerkennung besitzt. Und doch kamen und kommen immer wieder Jüdinnen und Juden nach Island, ob auf der Durchreise, Flucht oder während des Militärdienstes, wegen der Arbeit oder der Liebe. Wie sich ihr Jüdisch-Sein definiert, oder ob es vielleicht nur von außen zugeschrieben wurde oder wird, ist von Fall zu Fall unterschiedlich. Geblieben sind nur wenige, auch – aber nicht nur – weil ein jüdisch-religiöses Leben in Island nicht einfach war und ist. Die wenigen jüdisch geprägten Familien, die heute in und um Reykjavik leben, stammen aus unterschiedlichen Nationen. In einer Art inoffizieller Gemeinschaft treffen sie sich zu besonderen Anlässen, um rund um die jüdischen Jahresfeste ihre Tradition und Kultur aufrecht zu erhalten. Dies alles fand und findet weitgehend jenseits einer öffentlichen Wahrnehmung statt. Vielmehr steht das gemeinschaftliche Miteinander und eine improvisierte, wenig festgeschriebene Art gelebter jüdischer Kultur im Vordergrund.

in schlichter Knappheit von schwierigen Wohnverhältnissen, harter Arbeit, politischen und bürokratischen Hürden, kleinen Alltagsbegegnungen bis hin zu brutalen Übergriffen. Die Frage, wo die exakten Übergänge zwischen der realen Lebensgeschichte Hans Manns und den fiktiven Komponenten der Erzählung liegen, bleibt letztlich offen. Hans Mann war für Michael eine beeindruckende Persönlichkeit. Von ihm stammt auch die Torarolle, die sich heute im Besitz von Michael befindet. Sie steht nun für Gottesdienste in Island zur Verfügung.

Mit den 1940er Jahren brach eine Zeit an, in der sich erstmals eine Form sichtbarer jüdischer Kultur und religiöser Infrastruktur in Island entwickelte. Im Mai 1940 fand zu Jom Kippur, dem höchsten jüdischen Feiertag, der erste offizielle Gottesdienst in Island statt.<sup>07</sup> Bedingt war dies durch die Ankunft britischer Streitkräfte auf der Insel. Als in den nächsten beiden Jahren weitere jüdische Militärangehörige, diesmal aus den USA, auf die Insel kamen, kam es zu einem regelrechten Aufblühen jüdischer Kultur in Island. 1944 wurde Rosch Haschana mit Armeerabbiner, Tora sowie rund 500 Teilnehmenden auf dem Gelände der US-Airbase in Keflavík gefeiert. Dort gab es zeitweise den sogenannten Temple of Light, einen multifunktionalen Raum, der zu Gottesdiensten je nach Religion umdekoriert werden konnte. Bis Mitte der 1950er Jahre soll es sogar zwei jüdische Kongregationen in Island gegeben haben, „eine strikt orthodoxe und eine etwas liberalere“.<sup>08</sup>

Einhergehend mit dem einsetzenden Wegzug jüdischer Militärangehöriger löste sich die „jüdische Infrastruktur“ der 1940er Jahre in den Jahrzehnten nach Ende des Zweiten Weltkrieges zunehmend wieder auf.<sup>09</sup> Diejenigen, die geblieben sind, fügten sich mehr und mehr in die isländische Gesellschaft ein und lebten ihre jüdische Identität im Privaten.

Bis heute gab und gibt es in Island sowohl Phasen, in denen jüdisches Leben verhältnismäßig stark auflebte, als auch Phasen, in denen es – zumindest nach außen – kaum wahrnehmbar war und ist. Für viele Akteurinnen und Akteure war und ist Island eine Station auf ihrem Lebensweg. Sie haben im Laufe der Zeit dort gelebt, waren auf der Durchreise, Flucht oder im Militärdienst oder sind der Arbeit oder der Liebe wegen auf der Insel gelandet. Diejenigen, die sich zum Bleiben entschieden haben, sind den Herausforderungen, die das Leben als Jüdin oder Jude auf der nordatlantischen Insel stellt, begegnet und haben immer wieder neue Wege gefunden, eine Art von Gemeinschaft aufrecht zu erhalten und eine improvisierte, wenig festgeschriebene Art gelebter jüdischer Kultur weiter zu geben.

01 Vgl. <http://grapevine.is/mag/interview/2014/08/06/why-iceland-palestine/> (Stand: 25.03.2014) oder <http://www.theguardian.com/world/2011/nov/30/iceland-recognises-palestinian-state> (Stand: 25.03.2014).

02 Als Kiddusch wird der Segensspruch über einem Becher Wein bezeichnet, mit dem jüdische Feiertage eingeleitet werden.

03 Vgl. <http://jewishiceland.blogspot.de/> (Stand: 29.03.2015).

04 Vgl. Vilhjálmsson, Örn Vilhjálmur: Iceland, the Jews, and Anti-Semitism, 1625-2004. In: *Jewish Political Studies Review* 16: 3-4 (2004), S. 142.

05 Nordau, Max: *Vom Kreml zur Alhambra. Kulturstudien von Max Nordau*. Leipzig 1881, S. 291.

06 Vgl. <http://www.ead.is/nathan/> (Stand: 23.03.2015).

07 Vgl. Bergsson, Snorri: Jews in Iceland. In: *Encyclopedia of the Jewish Diaspora. Origins, Experiences, and Culture*. Vol. 3. Countries, Regions, and Communities: Part Two. Santa Barbara u.a. 2009, S. 1080.

08 Fischer, Alfred Joachim: *Juden in Island. Ein Besuch in Keflavik*. In: *Jüdische Allgemeine*. Nr. XI/50. Berlin 1957, S. 25.

09 Vgl. Bergsson, S. 1081.

LONDON:

PROFESSIONELL,  
URBAN,  
KOSCHER

SARAH KLOKE



01



02



03



04



05



06



07

- 01 LONDON CALLING
- 02 | 03 | 04 KOSCHERE LEBENSWELTEN
- 05 TYPISCHES IN LONDON
- 06 TRADITIONSREICHE MÄRKTE
- 07 SUPPENKÜCHE



08

08 FELDLEKTÜRE

Die Zahl der jüdischen Einwohner in Großbritannien liegt ungefähr bei 285.000, davon leben über 60% in den Stadtbezirken von London. Die Geschichte der Jüdinnen und Juden in England und speziell in London ist über die Jahrhunderte hinweg von diversen Vertreibungs- und erneuten Einwanderungswellen aus den unterschiedlichsten Teilen Europas gekennzeichnet. Während sich die meisten historischen Einwanderungswellen auf das Londoner East End konzentrierten, finden sich die größten jüdischen Viertel heute eher im Norden von London. Golders Green, Hampstead oder Finchley werden durch das aktive und sichtbare Leben der jüdischen Bevölkerung charakterisiert. Neben koscheren Geschäften und Restaurants findet in diesem Viertel auch ein vielfältiges soziales und kulturelles Leben von jüdischer Kultur und Tradition statt. Auch das neue jüdische Kulturzentrum JW3 ist hier angesiedelt. Als besonderes Highlight, gerade für Touristen, die sich in London auf den Spuren der jüdisch-historischen Vergangenheit bewegen möchten, werden von zahlreichen Tour-Guides ausgewählte Stadtrundgänge angeboten, die die jüdische Geschichte in den verschiedenen Vierteln der Stadt näher beleuchten.

So zeigt beispielsweise die Tour durch das Londoner East End eindrucksvoll die Geschichte und das historische Erbe des ehemaligen jüdischen Viertels. Beginnend bei der Bevis Marks Synagoge, die mehr als 300 Jahre alt und damit auch die älteste bestehende Synagoge in England ist, zeigt sich in diesem Viertel eine überraschende Dichte an Synagogen verschiedener religiöser Ausrichtungen. Des Weiteren führt die Tour vorbei an verschiedenen historischen Gebäuden, die in der jüdischen Einwanderungsgeschichte von großer Bedeutung waren, wie beispielsweise die „Soup Kitchen for the Jewish Poor“.<sup>01</sup> Dies ist nur ein Beispiel für die große Bedeutung jüdischer Wohltäterinnen

und Wohltäter für die meist mittellosen Einwandernden und Flüchtlinge, die über die Jahrhunderte nach London gelangten. Gleichzeitig war dieses Gebäude auch der Entstehungsort des ersten jüdischen Theaters in England.<sup>02</sup> In zahlreichen Straßen zeigen sich bei näherem Hinsehen Spuren einer jüdischen Vergangenheit. Auf der Petticoat Lane, wo heute hauptsächlich indische und asiatische Geschäfte zu finden sind, fand früher ein reges Markttreiben jüdischer Handelsleute statt. Einige Geschäftsideen fanden damals ihren Anfang und es haben sich bis heute einige bedeutende Unternehmen daraus entwickeln können. Ein Beispiel dafür ist die englische Supermarktkette TESCO, die einst mit Jack Cohen und einem Marktstand auf der Petticoat Lane ihren Anfang nahm. Ein Element, welches ganz besonders für die Verbindungen zwischen Geschichte, Tradition und Moderne steht, ist das koschere Essen und die jüdische Küche. Das Thema Essen spielt wie in vielen anderen Religionen auch in der jüdischen eine sehr große Rolle und wurde daher als Schwerpunkt für die Forschungsperspektive in London gewählt. Denn gerade in dieser Stadt, in der es immer wieder verschiedene jüdische Einwanderungswellen gab, zeichnet sich die jüdische Küche durch vielfältige Einflüsse aus.

Die Stadt London hat heute eine der größten jüdischen Gemeinden in Europa, die ausgesprochen vielfältig und international ausgerichtet ist. Ein Beispiel dafür ist das seit 2010 jährlich stattfindende und vom Jüdischen Kulturzentrum organisierte Londoner Gefiltefest. Gerade das Thema der koscheren Speisetraditionen bietet eine gute Einstiegsmöglichkeit in die jüdische Kultur und Lebensweise. Das Gefiltefest möchte seine Besucherinnen und Besucher inspirieren, sich nicht nur mit koscherem Essen zu beschäftigen, sondern auch mit der jüdischen Kultur und den Ritualen rund um die jüdischen



Diese Installation steht unter dem Motto „Being Jewish as a Lifestyle and Profession“ und ermöglicht den Besucherinnen und Besuchern einen Blick in eine imaginäre Küche. Die Küche erscheint als Ort der Aushandlung jüdischer Identitätsfragen und Lebensentwürfe rund um die Frage einer koscheren Lebensführung. Speisegebote gibt es in allen religiösen Kulturen in unterschiedlicher Ausprägung und so spielt das Thema Essen auch in der jüdischen Religion eine große Rolle. Dabei gibt es eigentlich so etwas wie „eine jüdische Küche“ gar nicht, vielmehr gibt es eine große Zahl an regionalen Küchen. Die lokalen Rezepte und Speisetraditionen wurden durch die Jahrhunderte auch innerhalb jüdischer Familientraditionen adaptiert und an die jüdischen Speisegebote angepasst. Gerade eine Stadt wie London ist bekannt für ihre vielseitige und international bunt gemixte Küche und wenn es einen Ort gibt, an dem sich die Kulturgeschichte des Essens wunderbar studieren lässt, dann ist es London. Allen hier vorgestellten Akteurinnen und Akteuren liegt der kulinarische Dialog am Herzen und er bringt dabei ganz neue Nuancen der koscheren Küche mit sich. „Kosher style“ ist nur eine davon und sie geht oftmals eng einher mit einer Art des professionalisierten „Jewish Lifestyle“.

Feste und Feiertage. Die Organisatoren sehen Essen als einen guten Weg, Menschen zusammenzubringen und einen Austausch zwischen Juden und Nicht-Juden zu ermöglichen. Im Rahmen des Gefiltefests werden kulinarische Traditionen präsentiert und an eine interessierte Öffentlichkeit weitergegeben. Die Besucherinnen und Besucher können Kochkurse besuchen, Vorträge anhören oder bei Kochshows zuschauen. Das Fest bietet die Möglichkeit, sich nicht nur mit der jüdischen Küche auseinanderzusetzen, sondern auch mit ethischen Fragen wie Nachhaltigkeit oder Lebensmittelkonsum.

Das Festival ist keine gewinnorientierte Wohltätigkeitsveranstaltung, vielmehr möchten die Veranstaltenden das Bewusstsein für die Vielfalt der jüdischen Speisetraditionen schaffen und den kulinarischen Dialog mit der international geprägten Essenskultur Londons fördern. Ein weiterer Veranstaltungsort für jüdische Kultur und zahlreiche Veranstaltungen ist das vor kurzem eröffnete Jewish Community Centre London. In Anlehnung an die Postleitzahl des Gebäudes, NW3, wurde das Zentrum keck und kurz JW3 genannt, „The new Postcode for Jewish Life“.<sup>03</sup> Das Ziel des neuen Kulturzentrums ist es, einen lebendigen und vielfältigen Ort zu schaffen, an dem neue Formen jüdischen Lebens entstehen können. Das imposante Gebäude versucht auch durch seine Architektur, diesem Anspruch gerecht zu werden. Neu am Konzept von JW3 ist im Vergleich zu bereits etablierten Instituten die Nutzungsmöglichkeit der Räume für externe Interessenten, solange sie mit den inhaltlichen Schwerpunkten des Kulturzentrums übereinstimmen. Dabei setzen die Verantwortlichen auf Inklusion, um ein besseres Verständnis innerhalb der unterschiedlichen jüdischen Religionsausrichtungen und Traditionen zu erreichen. Das Community Centre soll ein Ort für alle sein, die an jüdischer

Kultur und jüdischen Alltagsfragen interessiert sind. Das JW3 möchte seine Wirkung nicht nur innerhalb seiner Räumlichkeiten entfalten, sondern auch darüber hinaus, indem es den Zusammenhalt, die Offenheit und das Selbstbewusstsein der jüdischen Gemeinschaft Londons stärkt.

01 <http://www.jewisheastend.com/brune.html>

02 Alle Angaben beziehen sich auf die Informationen, die unser Tour-Guide Stephen Burstin uns während seines Stadtrundgangs gab. [www.jewishlondonwalkingtours.co.uk](http://www.jewishlondonwalkingtours.co.uk).

03 <https://www.jw3.org.uk/>



ISTANBUL:

**SCHREIBEN  
GEGEN DIE ZEIT**

PATRICIA KONRAD, VERA ZIEGLER





02

- 01 AUSBLICK TOPKAPI
- 02 | 03 NEUE SHALOM SYNAGOGUE
- 04 BÜRO IM SEPHARDISCHEN ZENTRUM
- 05 FRIEDHOF IN ARNAVUTKÖY
- 06 EINGANGSTOR ZUR NEUEN SHALOM SYNAGOGUE



05



03



04



06



07



08



09

07 BLICK AUF GALATA

08 GALATATURM

09 BLAUE MOSCHEE

Istanbul ist eine vielschichtige und heterogene Metropole, nicht unmittelbar verbindet man jedoch mit ihr eine traditionsreiche jüdisch-sephardische Kultur. Die aktuellen, offiziellen Zahlen der jüdischen Gemeinde sprechen von 17.–20.000 Mitgliedern. Ein Großteil der türkischen Jüdinnen und Juden sind sephardischer Herkunft. Als Sepharden werden Jüdinnen und Juden bezeichnet, die Ende des 15. Jahrhunderts aus Spanien fliehen mussten und sich u.a. im Osmanischen Reich niederließen. Mit dem Alhambra-Edikt ordneten Königin Isabella und König Ferdinand 1492 die Vertreibung der jüdischen Bevölkerung an, sofern diese nicht bereit war, zum Christentum zu konvertieren. Viele der vertriebenen Jüdinnen und Juden fanden daraufhin in Istanbul ihren neuen Lebensort.<sup>01</sup> Neben verschiedenen kulturellen Traditionen brachten sie auch ihre Sprache mit: das Judenspanische. Diese Sprache war über Jahrhunderte Alltagssprache und wurde unter den jüdischen Türkinnen und Türken weitergegeben. Heute gibt es nur noch wenige Personen in Istanbul, die Judenspanisch noch beherrschen und die Sprache droht auszusterben. Daher beschäftigte sich dieses Forschungsprojekt mit folgenden Leitfragen: Wer spricht die Sprache noch und in welchen Kontexten? Welche Faktoren führten dazu, dass Judenspanisch zu einer bedrohten Sprache wurde? Wie wird Judenspanisch noch am Leben gehalten? Und welche Institutionen und Akteure sind dabei von Bedeutung?

Auffallend ist zunächst die Begriffsvielfalt: Während die Bezeichnung Ladino im liturgischen Kontext Verwendung findet, bezeichnen Djudezmo, Judenspanisch und Sephardisch die Alltagskommunikation. Über die Jahre veränderte sich die Sprache zunehmend durch verschiedene Einflüsse, dennoch besteht eine Nähe zum mittelalterlichen Spanisch aus der Zeit vor der Vertreibung. So ergänzen Wörter aus dem Italienischen, Französischen und Türkischen den Wortschatz. Geschrieben wird das Judenspanische seit Ende des 19. Jahrhunderts in lateinischer Schrift, zuvor mit hebräischen Buchstaben.<sup>02</sup> Während Judenspanisch bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts für jüdische Türkinnen und Türken sephardischer Herkunft noch Alltagssprache und somit eine öffentlich wahrnehmbare Sprache war, wird sie heute, wenn

überhaupt, nur noch im Privaten verwendet. Die Generation, die Judenspanisch noch als Muttersprache gelernt hat, wurde um 1945 geboren, das heißt die letzten Muttersprachlerinnen und -sprachler sind heute ungefähr 70 Jahre alt.

Ihre Stellung in Istanbul verlor die Sprache aufgrund verschiedener Neuerungen. Zunächst wurde Französisch durch die Entstehung der Schulen der Alliance Israélite Universelle (ab 1865) zur Sprache der gebildeten Elite, wodurch Judenspanisch auch in der Türkei innerhalb der jüdischen Gemeinde an Prestige verlor. Weiter zurückgedrängt wurde die Sprache 1923 mit der Gründung der Türkischen Republik, da Türkisch unter dem ersten Präsidenten Mustafa Kemal Atatürk zur Nationalsprache erklärt wurde und die Verwendung weiterer Sprachen, wie auch das Judenspanische, für eine öffentliche Alltagskommunikation untersagt wurde. Einen weiteren, eher praktischeren Grund, weshalb das Judenspanische als aktiv angewendete Sprache mehr und mehr an Bedeutung verlor, stellte das Fehlen von einheitlichen linguistischen Normen dar, was zumindest eine schriftliche Dokumentation erschwerte.<sup>03</sup> Eine wichtige Institution für den heutigen Versuch zur Bewahrung der Sprache und der damit verbundenen Kultur und Tradition ist das Sephardische Zentrum in Istanbul. Die Jüdische Gemeinde initiierte 2003 dessen Gründung, da es aufgrund der traditionell mündlichen Weitergabe kaum Schriftgut zur sephardischen Kultur gab. Dementsprechend sammeln die zwei Mitarbeiterinnen unter anderem Kochrezepte, Theaterstücke, Märchen, Lieder und Sprichwörter. Zudem führen sie Interviews mit Muttersprachlerinnen und -sprachlern, um die individuellen Biografien und familiäre Zugänge zu dieser Sprache festzuhalten. Zu den Aufgaben des Zentrums gehören das Sammeln und Bewahren der mit dieser Sprachtradition verbundenen Wissensbestände und die Weitergabe an eine jüngere Generation. Die Leiterin Karen Gerson Şahron äußert dazu: „Für mich ist es besonders schön, wenn ich jungen Leuten davon erzählen kann. Man redet und redet und wenn sich einer dafür interessiert, dann hat man gewonnen. Dann hat man etwas erreicht!“ Für sie ist es entschei-

dend, Material zu archivieren und dieses zu veröffentlichen. Dadurch soll der Zugang zur Sprache erleichtert und die Sprache einer Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden.

Eine wichtige alltagsbegleitende Institution ist die mittlerweile seit über 70 Jahren existierende Wochenzeitung „Şalom“. Sie ist ein öffentliches Sprachrohr und zeitgeschichtliches Dokument für die Verwendung des Judenspanischen, mit dem sprachliche und gesellschaftliche Entwicklungen verfolgt werden können. Mit ihren Beiträgen wendet sich das Blatt an eine jüdische Leserschaft und berichtet sowohl über allgemeine kulturelle und politische Themen als auch über jüdische Kultur im In- und Ausland. Der politische Konflikt in Israel wird zudem oft thematisiert, da viele Leserinnen und Leser dort Angehörige haben.

Auf der Titelseite der „Şalom“ werden regelmäßig Comics des Karikaturisten Irvin Mandel auf Türkisch gedruckt. Mit seiner Serie „Die Familie Mozotros“ zeigt er den Alltag jüdischer Türiinnen und Türiken auf eine humorvolle Art und Weise. Diese Comicreihe wurde 2002 ins Judenspanische übersetzt, woraus einer der ersten Comichände auf Judenspanisch entstand: La Famiya Mozotros.

Das Besondere an der Wochenzeitung ist, dass sie seit ihrer Gründung im Jahr 1947 bis 1984 komplett auf Judenspanisch erschien. Erst dann gab es eine Änderung, sodass sie aktuell auf Türkisch mit einer Seite auf Judenspanisch veröffentlicht wird. Diese Seite wird von fünf Muttersprachlerinnen verfasst und gestaltet.

Seit 2005 bringt „Şalom“ einmal im Monat eine Beilage unter dem Titel „El Amaneser“ komplett auf Judenspanisch heraus, um zum Weiterleben der Sprache beizutragen. Diese Zeitung umfasst 24 Seiten und wird zusätzlich zu den 5.000 „Şalom“-Abonnenten von 300 weiteren Personen gelesen.

Viele Autorinnen und Autoren haben festgelegte Rubriken, in denen sie regelmäßig veröffentlichen. Inhaltlich ist die Monatsbeilage sehr vielseitig: Die Bandbreite reicht von Rezensionen, Gedichten, Alltagsgeschichten bis hin zu politischen, kulturellen und sozialen Themen. Sowohl die Leserschaft als auch die Verfasserinnen und Verfasser sind auf der ganzen Welt verstreut. Auch wenn die Redaktion im Sephardischen Zentrum in Istanbul sitzt, erhält sie für ihre Publikation Beiträge aus Chile, den USA, Australien, Frankreich und Kanada. Das Lesen und Schreiben auf Judenspanisch ist für die Autorinnen und Autoren sowie für die Abonnentinnen und Abonnenten von großer Bedeutung, nicht nur um ihre Sprachkenntnisse aufrechtzuerhalten.

Die Entwicklung der Sprache kann anhand der Lebensgeschichten derjenigen, die Judenspanisch noch verstehen, sprechen und sich für die Sprache einsetzen, anschaulich nachgezeichnet werden. Die 63-jährige Dora Niyego ist verheiratet und hat zwei Söhne. Sie wuchs in Istanbul auf, ging in eine türkische Grundschule und studierte später Englische Grammatik und Literatur. Von klein an umgaben sie mehrere Sprachen: Während ihre Eltern sich auf Judenspanisch unterhielten, sprachen sie mit ihr Türkisch. Von ihrer Großmutter lernte sie Judenspanisch, denn diese verstand kein Türkisch. Auch mit ihrer Schwiegermutter unterhielt sie sich nur auf Judenspanisch. Mittlerweile verwendet sie Judenspanisch hauptsächlich im Kontext ihrer Arbeit als Autorin der „Şalom“. Sie verfasst alle zwei Wochen Artikel zu wechselnden Themen. Interessierte unterrichtet sie, was allerdings schwierig ist: „Es gibt kein Lehrbuch für Judenspanisch [im Türkischen]. Also habe ich eines für Spanisch gekauft und daraus die Texte und Grammatik übernommen. Allerdings habe ich einige Wörter verändern müssen, da sich das Judenspanische natürlich vom

# iŞTANBUL PAPER

**In der 15 Millionen-Metropole Istanbul finden sich heute nur noch wenige Spuren einer einst reichen sephardischen Kultur. Mit ihr verschwindet auch eine Sprache – das Judenspanisch – aus dem öffentlichen Bewusstsein und ein entscheidender Schlüssel in die Vergangenheit der jüdischen Türkinnen und Türken geht verloren. Ende des 15. Jahrhunderts floh ein Großteil der jüdischen Bevölkerung aus Spanien ins Osmanische Reich und viele Jüdinnen und Juden fanden in Istanbul einen neuen Lebensort. Über viele Jahrhunderte war Judenspanisch Alltagssprache für die jüdischen Türken. Es ist eine Mischung aus dem Spanischen des 15. Jahrhunderts und weist neben Hebräisch auch sprachliche Einflüsse aus dem Arabischen, Türkischen bzw. der italienischen oder griechischen Sprache auf – je nach Gebiet, in dem sich die sephardischen Jüdinnen und Juden nach ihrer Vertreibung angesiedelt haben. Heute gibt es in Istanbul nur noch wenige hundert Menschen, die Judenspanisch aktiv sprechen, dennoch setzen sich viele Akteurinnen und Akteure für den Erhalt der Sprache ein.**

**Diesen Wettlauf gegen die Zeit möchte diese Installation näher betrachten und stellt einige Versuche zur Sprachrettung in Istanbul vor. Dabei dient ihr die judenspanische Monatszeitschrift „El Amaneser“ als Medium.**

Spanischen unterscheidet.“ Mit Freunden oder ihrer Familie spricht sie es kaum, da es ihre Kinder lediglich verstehen, aber nicht sprechen können. Mit ihrem Mann nutzt sie die Sprache, um sich gegenseitig zum Lachen zu bringen, aber letztlich verschwindet sie zusehends aus ihrem privaten Umfeld.

Gleiches gilt für Karen Gerson Şarhon, die als Expertin für Judenspanisch in der Türkei bezeichnet werden kann. Sie hat verschiedene wichtige Positionen inne. So ist sie nicht nur Leiterin des Sephardischen Zentrums und Herausgeberin vieler wichtiger Publikationen, sondern auch Chefredakteurin der „El Amaneser“ und Sängerin einer Band, die sephardisch-türkische Musikstücke spielt. Sie ist verheiratet und hat eine Tochter, die Spanisch spricht und Judenspanisch verstehen kann. Genau wie Dora Niyego wuchs Karen Gerson Şarhon mehrsprachig in Istanbul auf: „Als erstes lernte ich Französisch, denn meine Eltern waren Absolventen der Alliance Israélite Universelle und waren daher der Ansicht, es sei eine wichtige Sprache. Türkisch lernte ich, als ich mit fünf Jahren in die Grundschule kam. Ich habe dort zunächst nichts verstanden, was sehr seltsam und schwierig für mich war. Und Judenspanisch war immer da. Wenn meine Eltern Besuch von Freunden bekommen haben, unterhielten sie sich in einer Mischung aus Französisch und Judenspanisch. Die Leute sprachen in meiner Kindheit eher Judenspanisch als Türkisch, wenn sie sich getroffen haben.“ Für sie ist Judenspanisch Teil ihrer Identität als jüdische Türkin, denn ihrer Aussage zufolge vereint die Sprache Charakter, Mentalität, die Art zu leben und zu denken. Sowohl Dora als auch Karen glauben nicht, dass das Judenspanische noch über einen längeren Zeitraum in Istanbul oder andernorts aktiv gesprochen werden wird.

Um das Aussterben der Sprache zu verhindern, sind bereits einige Ideen umgesetzt worden, beispielsweise die Gründung des Sephardischen Zentrums als Ort des Forschens, Dokumentierens und der Weitergabe an nachkommende Generationen. Die Veröffentlichung von wissen-

schaftlichen Publikationen, Zeitungen auf Judenspanisch, die Übersetzung von Comics, die Verbreitung von Kochbüchern mit speziellen Rezepten und das Sammeln von altem Lied- und Schriftgut. Aber nicht nur dieses institutionelle Vorgehen trägt zum Erhalt der Sprache bei, es sind auch die Sprechenden selbst. Sie vermitteln heute noch den Klang dieser Sprache, geben durch ihre Verwendung weiter, wie die Sprache sich im Laufe der Jahrhunderte verändert hat, welche gesellschaftspolitischen Einflüsse auf sie einwirkten und in welcher Form sie heute noch verwendet wird. Damit verbindet sich die Hoffnung der einzelnen Akteurinnen und Akteure, das Judenspanische weiterhin lebendig zu halten.

01 Vgl. Bossong, Georg: Die Sepharden. Geschichte und Kultur der spanischen Juden. München 2008, S. 8ff.

02 Vgl. Hetzer, Armin: Sephardisch, Judeo-español, Djudezmo. Einführung in die Umgangssprache der südosteuropäischen Juden. Wiesbaden 2001.

03 Vgl. Altabev, Mary: Judeo-Spanish in the Turkish-Social Context. Language Death, Swan Song, Revival or New Arrival? Istanbul 2003, S. 47ff.

WARSCHAU:

EINE STRASSE WIRD  
ZUR BÜHNE

ANNE REIS, ANIA SZMIGIEL







02



03



04



05

01 LETZTE HISTORISCHE SPUREN

02 LET'S DANCE

03 | 04 SCHABBAT SCHALOM AUF DEM FESTIVAL

05 JÜDISCHE KULTUR ALLERORTS



06



07



08



09

06 | 07 | 08 ZOOM AUF DEM SINGER-FESTIVAL

09 VERANSTALTUNGSKALENDER

Kulturfestivals bieten Erholung und Entlastung, Unterhaltung, Kontemplation und verschiedene Möglichkeiten zur Interaktion.<sup>01</sup> So auch in Polen, wo mittlerweile jährlich über 40 Festivals zur jüdischen Kultur mit unterschiedlichen Schwerpunkten stattfinden.<sup>02</sup> Den Auftakt machte 1988 das Jüdische Kulturfestival in Krakau. Janusz Makuch und Krzysztof Gierat, beides Polen nicht-jüdischer Herkunft, wollten die einst reiche jüdische Kultur und Geschichte Krakaus wieder sichtbar und vor allem erlebbar machen. Mit der Initiierung des Festivals nahmen sie sich dieser Aufgabe an und schufen neue „Jewish Spaces“ in Polen. Unter dem von der Historikerin Diana Pinto eingeführten Begriff werden „jüdische Räume ohne Juden“<sup>03</sup> verstanden, die jüdische Kultur und Tradition re-inszenieren. Dabei fällt auf, dass sich gerade in Polen besonders eine nicht-jüdische Öffentlichkeit für die Wiederbelebung jüdischer Kultur einsetzt. Das Warschauer Singer-Festival muss im Kontext dieser Entwicklungsgeschichte der jüdischen Kulturfestivals in Polen betrachtet werden, auch wenn in diesem speziellen Fall die Initiative zur Gründung des Festivals im Jahr 2004 von einer jüdischen Organisation, der Stiftung Shalom, ausging.

Während es in den 1990er Jahren noch sehr wenige Festivals gab und nur einige Veranstaltungen in größeren Städten stattfanden, in denen vor der Schoa vielfältige jüdische Kultur existierte, wurden seit den 2000er Jahren zunehmend auch in kleineren Städten jüdische Festivals veranstaltet. Diese Zunahme an jüdischen Kulturveranstaltungen in Polen führte zu einem regelrechten Festivalboom.

Im Jahr 2007 druckte die israelische Zeitung Haaretz in einer Kolumne eine kritische Zustandsbeschreibung über jüdische Kultur in Polen: „There are more Jewish festivals in Poland than Jews“.<sup>04</sup> Seither wird dieses Statement regelmäßig von verschiedenen Seiten aufgegriffen, wenn es um die heutige jüdische Kultur in Polen geht. Auch viele Studien zu jüdischen Kulturfestivals in Europa erwecken den Eindruck, dass, je weniger Jüdinnen und Juden in einem Land leben, es umso

mehr inszenierte „Räume des Jüdischen“ gibt.<sup>05</sup> Wir fragten uns, was diese Festivals auszeichnet, was sie für die interessierte Öffentlichkeit zu bieten haben und welche Repräsentationsformen zu beobachten sind. Exemplarisch dafür haben wir uns innerhalb unseres Forschungsprojekts das Singer-Festival in Warschau genauer angeschaut. Wir wollten unter anderem wissen, was an der Behauptung des israelischen Kolumnisten tatsächlich dran ist. Außerdem steht das Thema der jüdisch-polnischen Beziehungen im Zuge der Eröffnung des „Museums der Geschichte der Polnischen Juden“ im Oktober 2014 wieder mehr im Fokus der polnischen Gesellschaft und Öffentlichkeit.

Das Singer-Festival findet an einem Ort mit historischer Bedeutung statt. Zum Einen ist es der Ort des jüdischen Lebens der Zwischenkriegszeit, der von seinen Bewohnerinnen und Bewohnern „Warsza“ genannt wurde. Hier blühte in den Jahren nach dem Ersten Weltkrieg das jüdische Leben. Zum Zweiten errichteten in diesem Viertel Warschaus die Nationalsozialisten im Zweiten Weltkrieg das Warschauer Ghetto. Noch heute sind dort die letzten Reste der Ghettomauer zu sehen sowie einige wenige Gebäude, die an dieses historische Erbe erinnern. Zum Dritten ist es der Platz, an dem heute viele jüdische Organisationen angesiedelt sind wie z.B. das Jüdische Theater und der Verein Dzieci Holokaustu (Kinder des Holocaust). Das Festival selbst ist nach dem auf Jiddisch schreibenden Literaturnobelpreisträger Isaac Bashevis Singer (1902–1991) benannt und soll an das ehemalige „Warsza“ erinnern, dessen Bilder in Singers Erzählungen weltberühmt wurden und bewahrt worden sind. Singer schreibt unter anderem, dass jede jüdische Straße in Warschau eine eigenständige Stadt war.<sup>06</sup> Analog dazu wird auch während des Festivals die Ulica

Próżna mit dem benachbarten Plac Grzybowski, der Nożyk Synagoge und dem Jüdischen Theater zu einer eigenständigen Stadt. Die Besucherinnen und Besucher können auf dem Festival Musik hören, Theaterstücke oder andere Performances ansehen, Vorträgen lauschen und bekommen somit die Möglichkeit, gedanklich oder aktiv in andere Rollen zu schlüpfen und in einen direkten Dialog mit der jüdischen Kultur bzw. Kulturschaffenden zu treten. Dies verdeutlicht auch die Historikerin Monica Rüthers mit ihrer These, dass Kulturfestivals ein Werkzeug zur Integration darstellen können.<sup>07</sup> Gołda Tencer, Initiatorin des Warschauer Festivals, will dem Vergessen der jüdischen Kultur in Warschau etwas entgegensetzen. Während beim jüdischen Kulturfestival in Krakau die Musik das tragende Element darstellt, ist das Herzstück des Warschauer Festivals das Jüdische Theater – als Veranstaltungsort, aber auch als Veranstaltungsart selbst. Dies unterstreicht den performativen Charakter des Festivals und kann somit als Theater im doppelten Sinn gedeutet werden.

Das Festival lädt auf unterschiedliche Weise dazu ein, „Jewish Spaces“ zu erleben. Auf ganz direkte Art und Weise mittels Vorträgen, aber auch in Form von Aktivitäten und Events wie z.B. die Schabbat-Feier am Freitagabend des Festivals. Im Jahr 2014 riefen die Organisatoren dazu auf, dass so viele Menschen wie möglich an einem gemeinsamen Tisch Platz nehmen sollen, um gemeinsam Schabbat zu feiern. Ziel des Ganzen war es, ins Guinness-Buch der Rekorde aufgenommen zu werden. Neben diesen semi-interaktiven Angeboten gibt es zudem noch explizit interaktiv ausgerichtete Veranstaltungen. Wir haben das konkret bei einem Workshop für israelischen Tanz erfahren können. So wurden auch wir an der Hand genommen und aus der Rolle der stillen Beobachterinnen herausgerissen und fanden uns plötzlich in-

## WARSZAWA

## FESTIVAL

**In Warschau gab es bis zur Schoa eine der größten und traditionsreichsten jüdischen Gemeinden Europas. In den Jahrzehnten nach Ende des Zweiten Weltkriegs waren jüdisches Leben und jüdische Kultur in Polen so gut wie nicht mehr vorhanden. Die wenigen jüdischen Polinnen und Polen, die die Schoa überlebt haben, hielten ihre Herkunft und Tradition privat und bedeckt. Auch heute bezeichnen sich in Polen nur wenige in offiziellen Umfragen als jüdisch. Die Eröffnung des Museums der Geschichte der Polnischen Juden im Herbst 2014 stellt in dieser Hinsicht ein zentrales Ereignis dar: Polen, und ganz besonders Warschau, wird wieder als ein Ort jüdischen Lebens und jüdischer Kultur wahrgenommen. Auch lassen sich noch weitere Prozesse beobachten, wie z.B. das Aufkommen zahlreicher jüdischer Kulturfestivals, die im ganzen Land verteilt stattfinden. Das Singer Festival in Warschau wird seit 2004 jährlich veranstaltet. Es steht in der Tradition des Warschau der Zwischenkriegszeit und erinnert an die reiche jiddischsprachige Kultur, von der heute so gut wie nichts mehr zu spüren ist. Aber nicht nur Nostalgie, auch ganz zeitnahe Fragen stehen im Zentrum dieses Festivals. Die Beliebtheit jüdischer Kulturfestivals in Polen schafft neue Impulse für eine deutlichere Sichtbarkeit jüdischer Kultur und jüdischen Lebens in der polnischen Öffentlichkeit. Gleichzeitig stellen die Festivals eine Kontaktzone dar, in der neue Diskurse zur jüdischen Kultur auch für eine nicht-jüdische Öffentlichkeit erfahrbar gemacht werden können.**

mitten eines tanzenden Kreises wieder. Ebenso erlebten wir Jam Sessions auf dem Festival als atmosphärisches und gemeinschaftsstiftendes Erlebnis. Nach einem Konzert des israelischen Musikers Daniel Zamir im Jüdischen Theater gab es im Anschluss die Möglichkeit, im angrenzenden Club gemeinsam mit ihm zu musizieren. So entstand ein Raum des Austausches, in dem verschiedene Musikerinnen und Musiker die Möglichkeit hatten, sich mit dem zuvor bejubelten Daniel Zamir die Bühne zu teilen. Von den zahlreichen Veranstaltungen werden etwa ein Drittel von internationalen Künstlerinnen und Künstlern bestritten, der Rest setzt sich aus Beiträgen polnischer Kulturschaffender zusammen. Unter diesen befindet sich jedoch ein großer Anteil an nicht-jüdischen Beitragenden mit Ausnahme der Veranstaltungen mit religiösem Charakter.

Das Singer-Festival zieht jährlich bis zu 35.000 Besucher an. Auch das jüdische Festival in Krakau ist so beliebt, dass das Abschlusskonzert jedes Jahr live vom polnischen Fernsehen übertragen wird. Die Soziologen Gregor Betz, Ronald Hitzler und Michaela Pfadenhauer beschreiben Events als spezifische, auf Unterhaltung ausgerichtete Erlebnisversprechen, die alle Sinne ansprechen und zur Vergewisserung einer kollektiven Existenz beitragen.<sup>08</sup> Im Rahmen von Festivals werden demnach Erlebnisräume künstlich geschaffen, die Platz für Austausch, Interaktion und besondere Momente bieten sollen. Es werden kulturelle Aufführungen inszeniert, die eigene Räume und Zeiten jenseits der sonst geltenden Ordnungen konstituieren.<sup>09</sup> Es herrschen Ausnahmezustände, die im normalen Alltag nicht zu beobachten sind. Die Einbeziehung der Geschichte an dem geschichtsträchtigen Ort der Ulica Prózna und des Plac Grzybowski spielt eine zentrale Rolle. So zählt die Ulica Prózna während des Festivals zu den Hauptschauplätzen, im „normalen“ Alltag hingegen ist sie eher als ruhigere Straße bekannt, in der teilweise noch im Original erhaltene bauliche Überreste aus dem Warschauer Ghetto an die leidvolle Geschichte dieses Viertels erinnern. Diese wurden im Sommer 2014 durch eine Pläne abgehängt, auf der lediglich in großen Buchstaben der Firmenname eines Bauinvestors zu lesen war, der die alten Gemäuer restaurieren wird.

Es scheint so, als würde die Straße sich während des Festivals in einen „jüdischen Ort“ verwandeln – ein Ort, der für das Festival inszeniert wird. Rüthers hält dazu fest, dass Feste diffuse Räume jenseits des Alltags schaffen, die den Besucherinnen und Besuchern eine Vielfalt von Angeboten ermöglichen würden.<sup>10</sup> So ist auch in der Ulica Prózna jedes Jahr Ende August kaum ein Durchkommen möglich. Das Prózna Café lädt mit seinen jüdischen Spezialitäten zum Essen und Trinken ein, die dann jedoch, nach dem Festival, wenn der Alltag wieder Einzug hält, wieder von der Menükarte verschwinden.

01 Vgl. Rüthers, Monica: Juden und Zigeuner im europäischen Geschichtstheater. Bielefeld 2012, S. 30f.

02 <http://www.jewish-heritage-europe.eu/wp-content/uploads/2014/08/Jewish-Festivals-Poland-update.pdf> (letzter Zugriff: 08.01.2015).

03 Rüthers, S. 18.

04 Im Haaretz-Archiv ist dieses Zitat leider nicht mehr auffindbar, aber es wird auf der Website über die Geschichte der Kleinstadt Zolynia in Ostpolen genannt: <http://www.zolynia.org/memory.html>.

05 Vgl. Rüthers, S. 86.

06 <http://www.goethe.de/ins/pl/lp/kul/dup/unt/sze/de6596514.html> (letzter Zugriff: 08.01.2015)

07 Vgl. Rüthers, S. 20.

08 Vgl. Betz, Gregor; Hitzler, Ronald; Pfadenhauer, Michaela: Urbane Events. Wiesbaden 2011, S. 1.

09 Vgl. Rüthers, S.182.

10 Vgl. Rüthers, S. 20.

## LITERATURVERZEICHNIS

Baer, Alejandro: The Voids of Sepharad. The Memory of the Holocaust in Spain. In: Journal of Spanish Cultural Studies 12. London 2011, S. 95-120.

Battegay, Caspar: Judentum und Popkultur. Ein Essay. Bielefeld 2012.

Battegay, Caspar: Hip werden, jüdisch werden. Konversion zum Judentum in der Popkultur. In: Hödl, Klaus (Hrsg.): Nicht nur Bildung, nicht nur Bürger. Juden in der Populärkultur. Innsbruck 2013, S. 81-90.

Baur, Joachim (Hrsg.): Museumsanalyse. Methoden und Konturen eines neuen Forschungsfeldes. Bielefeld 2010.

Becker, Franziska: Ankommen in Deutschland. Einwanderungspolitik als biographische Erfahrung im Migrationsprozess russischer Juden. Berlin 2001.

Brenner, Michael: Jüdische Studien im internationalen Kontext. In: Brenner, Michael; Rohrbacher, Stefan (Hrsg.): Wissenschaft vom Judentum. Annäherungen nach dem Holocaust. Göttingen 2000, S. 42-57.

Cohen, Richard I. (Hrsg.): Visualizing and Exhibiting Jewish Space and History. Oxford 2012.

Diner, Dan: Korporation, Gleichheit und Nationalität: Zur paradigmatischen Bedeutung der jüdischen Geschichte in der Moderne. In: Eberhard, Winfried; Lübke, Christian (Hrsg.): Die Vielfalt Europas. Identitäten und Räume. Leipzig 2009, S. 219-226.

Engelmann, Jonas et al. (Hrsg.): We are ugly but we have the music. Eine ungewöhnliche Spurensuche in Sachen jüdischer Erfahrung und Subkultur (Jüdische Identität und Subkultur 1). Mainz 2012.

Gromova, Alina: Generation „koscher light“. Urbane Räume und Praxen junger russischsprachiger Juden in Berlin. Bielefeld 2013.

Gruber, Ruth Ellen: Virtually Jewish. Reinventing Jewish Culture in Europe. Berkeley 2002.

Johler, Birgit; Staudinger, Barbara (Hrsg.): Ist das jüdisch? Jüdische Volkskunde im historischen Kontext. Wien 2010.

Jungmann, Alexander: Jüdisches Leben in Berlin. Der aktuelle Wandel in einer metropolitanen Diasporagemeinschaft. Bielefeld 2007.

Körper, Karen: Juden, Russen, Emigranten. Identitätskonflikte jüdischer Einwanderer in einer ostdeutschen Stadt. Frankfurt am Main 2005.

Lipphardt, Anna; Brauch, Julia; Nocke, Alexandra (Hrsg.): Jewish Topographies – Visions of Space, Traditions of Place. Aldershot 2008.

Lubrich, Oliver: Sind hundert Klischees ergreifend? Dani Levys „Alles auf Zucker!“ In: Lorenz, Matthias N. (Hrsg.): Juden.Bilder. München 2008, S. 74-88.

Purin, Bernhard; Fleckenstein, Jutta (Hrsg.): Jüdisches Museum München. München 2007.

Schlör, Joachim: What am I doing here? Erkundungen im deutsch-jüdischen Feld. In: Eisch, Katharina; Hamm, Marion (Hrsg.): Die Poesie des Feldes: Beiträge zur ethnographischen Kulturanalyse. Tübingen 2001, S. 89-111.

Ungar-Klein, Brigitte (Hrsg.): Jüdische Gemeinden in Europa. Wien 2000.

## DANK

Adriana Adinolfi, München  
 Sylvia Bäckström, Umeå  
 Léon Benguiui, Marbella  
 Julian Burgos, Reykjavik  
 Winfried Busse, Berlin  
 Raphael Cohen, Marbella  
 Lars Dencik, Roskilde  
 Tracey Fine, London  
 Karen Gerson Şarhon, Istanbul  
 Orgun Güler, Istanbul  
 Pia Hagman, Umeå  
 Sigal Har-Meshi, Reykjavik  
 Karl Einar Enarsson, Umeå  
 Katarina Mattsson (Kattis), Umeå  
 Björn Kjellsson, Umeå  
 Heinrich Kohring, Tübingen  
 Marta Kuśmierz, Warschau  
 Márti Laki, Budapest  
 Michael Leventhal, London  
 Michael Levin, Reykjavik  
 Erwin Lindemann, Wuppertal  
 Fabienne Viner-Luzzato, London  
 Irvin Mandel, Istanbul

András und Gábor Mayer, Budapest  
 Claudia Molines, Marbella  
 Silvia Naccamuli, London  
 Dora Niyego, Istanbul  
 Klara Perahya, Istanbul  
 Ewa Rosowska, Warschau  
 Robert Schild, Istanbul  
 Katharina Schmidt-Hirschfelder, Berlin  
 Carinne Sjöberg, Umeå  
 Michelle Sjöberg, Umeå  
 Carolina Spiegel, Basel  
 Michael Studemund-Halévy, Hamburg  
 Georgie Tarn, London  
 Nikki Tiefenbrun, London  
 Vilhjálmur Örn Vilhjálmsson, Albertslund  
 Adam Zucker, New York



## **IMPRESSUM AUSSTELLUNG**

### **JÜDISCHES EUROPA HEUTE. EINE ERKUNDUNG**

Ein studentisches Projekt des Instituts für Volkskunde /  
Europäische Ethnologie der LMU München

#### **MIT**

Rabea Beschta, Anja Heubelhuber, Raphaela Holzer,  
Julia Jattke, Lisa Kattner, Sarah Kloke, Patricia Konrad, Katharina Ohl,  
Anne Reis, Florian Schmitt, Ania Szmigiel, Vera Ziegler

#### **INHALTLICHE / KURATORISCHE LEITUNG**

Daniel Habit, Ulrike Heikaus

#### **SZENOGRAPHIE**

chezweitz GmbH

Sonja Beeck und Detlef Weitz mit Julia Volkmar (Art Direktion),  
Maria Svensson (Architektur), Lisa Herbell, Julia Krause, Tanja Wehking

#### **ÜBERSETZUNG**

Christopher Wynne

#### **PRAKTIKANTIN**

Anne Reis

#### **REGISTRARIN**

Verena Immler

#### **AUSSTELLUNGSPRODUKTION**

Hasan Güneri, Sabine Menges, Thomas Sensburg

#### **KULTURVERMITTLUNG**

Elisabeth Schulte

#### **BESUCHERSERVICE**

Anne Uhrlandt

#### **PRESSEARBEIT**

Angela Brehm

#### **VERWALTUNG**

Martina Siebels, Stephan Wagle